

Attentate

Michael Sommer

Attentate in der Weltgeschichte: Was haben sie bewirkt?

Natan Sznaider

Entweder/Oder:

Ein Nachspiel zur Opferung von Jitzchak Rabin

Alan Posener

22. November 1963: Ein Tag, der die Welt veränderte?

Susanne Brandt

28. Juni 1914: Beginn des Ersten Weltkrieges?

Charlotte Klonk

Macht der Bilder – Attentate als Medienereignis

Sylvia Schraut

„Zwitterhafte Wesen ... aus der Hölle gespien“
oder: Wer sind Attentäter(innen)?

Editorial

Politisch motivierte Morde sind in der Geschichte der Menschheit ein immer wiederkehrendes Phänomen. Wie kaum andere Ereignisse erregen sie besondere Aufmerksamkeit und führen häufig zur Legendenbildung sowohl um die Opfer als auch um die Täter. Doch nicht nur aufgrund ihrer Dramatik und ihres fortdauernden, emotionalisierenden „Nachrichtenwertes“ üben Attentate eine bedrückende Faszination auf Zeitgenossen und Nachwelt aus, sondern auch, weil sie Kulminationspunkte historischer Entwicklungen zu sein scheinen: „Hier wird Geschichte auf des Messers Schneide serviert“, so der Historiker Alexander Demandt.

Gerade weil der Erfolg oder das Scheitern eines Attentats oftmals von Zufällen abhängt – schon Kleinigkeiten hätten für einen anderen Ausgang sorgen können –, drängen sich Fragen nach den historischen Alternativen auf: Was wäre, wenn der Attentäter sein Ziel verfehlt hätte? Hätte Jitzchak Rabin, dessen Todestag sich am Erscheinungstag dieser Ausgabe zum 18. Mal jährt, einen dauerhaften Frieden zwischen Israelis und Palästinensern schaffen können? Wäre John F. Kennedy, der vor 50 Jahren in Dallas ermordet wurde, auch ohne den Mord zu einer popkulturellen Ikone geworden? Welcher Anlass hätte zum Beginn des Ersten Weltkrieges führen können, wenn das Attentat von Sarajevo fehlgeschlagen wäre?

Das Nachdenken über „ungeschehene Geschichte“ gehört zwar nicht zu den anerkannten Disziplinen unter Historikern, aber dennoch können sich kontrafaktische Gedankenspiele für die historisch-politische Bildung durchaus lohnen. Gleiches gilt für die Auseinandersetzung mit den unterschiedlichen Deutungen und nachträglichen politischen Instrumentalisierungen der Täter und ihrer Taten: Ob ein Attentäter offiziell als Held verehrt oder als Hochverräter verdammt wird, kann sich von Land zu Land und von Zeit zu Zeit erheblich unterscheiden. Denn ihre historische Bedeutung erhalten Attentate eher durch die symbolischen und mythisierenden Zuschreibungen als durch ihre tatsächlichen politischen Wirkungen.

Johannes Piepenbrink

Attentate in der Weltgeschichte: Was haben sie bewirkt?

Mitten im Ehrenhof des Berliner Bendlerblocks steht die überlebensgroße Statue eines nackten Jünglings. Der muskulöse, ath-

Michael Sommer

Dr. phil., geb. 1970; Professor für Alte Geschichte am Institut für Geschichte der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg, Postfach 2503, 26111 Oldenburg. michael.sommer@uni-oldenburg.de

letische Körper wirkt energiegeladen, der Gesichtsausdruck verrät Willenskraft und Entschlossenheit. Um die Handgelenke sind Fesseln angedeutet, der Ellenbogen des angewinkelten rechten Arms weist, wie zur Abwehr einer Bedrohung, nach vorne (Abbildung 1). Das Standbild, ein Werk des Bildhauers Richard Scheibe (1879–1964), wurde 1953 in einem feierlichen Akt enthüllt. Es ehrt, angesichts des Standorts kaum überraschend, die Verschwörer des 20. Juli 1944. Im Übrigen ist es, fast bis zur Beliebigkeit, offen für Interpretationen: Trägt die Figur die Züge des Hitler-Attentäters Claus Schenk Graf von Stauffenberg? Symbolisieren die Fesseln die Befreiung vom Joch der Diktatur? Oder doch das tragische Scheitern des deutschen Widerstands?

Die Weigerung des Bildhauers, nach außen ein klares Bekenntnis abzugeben, erscheint heute schwer verständlich, ergab aber 1953 unmittelbar Sinn. Knapp zehn Jahre nach dem Attentat war der 20. Juli noch nicht Symboldatum für den Freiheitswillen des „besseren“ Deutschland, sondern ein Politikum, an dem sich die Geister schieden. „Attentat“ – das deutsche Wort wird bei uns fast zwangsläufig in einem Atemzug mit den Verschwörern um Stauffenberg genannt. Zurück geht der Begriff, der im Deutschen zuerst im 16. Jahrhundert auftaucht, über den Umweg des Fran-

zösischen auf ein lateinisches Wort: *attemptare* bedeutet „versuchen“; in der Sprache der römischen Juristen meint *attemptatio* oder *attentatio* die versuchte Ausführung eines Rechtsbruchs.¹ Mit der dem Attentat zugrunde liegenden „Tat“ ist das Wort also nicht verwandt. Andere Assoziationen weckt das englische *assassination*: Hier führt die Etymologie zu den „Assassinen“ zurück, den im muslimischen Vorderasien des Mittelalters beheimateten Nizariten, die durch Marco Polo im Westen als ständig Haschisch rauchende – daher der Name – Berufskiller bekannt wurden.²

Im Auge des Betrachters

Die zeitgenössische Diskussion im Nachkriegsdeutschland um den Stauffenberg-Anschlag rührt an ein Problem, vor dem alle Attentäter früher oder später stehen und das auch die Verschwörer des 20. Juli nicht losließ, so lange sie ihre Tat planten: Wann darf man einen Menschen töten, wann ist ein Mord legitim?

Die Verschwörer selbst und das demokratische Deutschland nach 1945 fanden nach einigem Überlegen jeweils zur gleichen Lösung: Wenn ein Machthaber seine Stellung missbraucht, wenn er verantwortlich ist für millionenfaches Sterben, für den Ruin nicht nur eines Landes, sondern eines ganzen Kontinents, dann ist sein Tod von der Hand eines Attentäters nicht nur hinzunehmen, sondern ethisch geradezu geboten.

Ähnlich hatte schon Friedrich Schiller in seinem „Wilhelm Tell“ (1804) die Legitimitätsfrage beantwortet: Tell entschließt sich erst zum Mord an Gessler, nachdem sich der kaiserliche Vogt in vier langen Akten immer wieder als grausamer Despot erwiesen hatte. Als Johann, Herzog von Österreich und wegen des Mordes an seinem Onkel König Albrecht I. (1308) *Parricida* (Verwandtenmörder) genannt, im Gespräch mit Tell die Bluttaten auf eine Stufe stellen will, antwortet ihm der Schweizer: „Darfst du der Ehrsucht blut'ge Schuld vermengen/Mit der gerechten Not-

¹ Vgl. Alexander Demandt, Das Attentat als Ereignis, in: ders. (Hrsg.), Das Attentat in der Geschichte, Köln 1996, S. 449–462, hier: S. 449.

² Vgl. Bernard Lewis, Die Assassinen. Zur Tradition des religiösen Mordes im radikalen Islam, München 1993.

Abbildung 1: Bronzestatue im Innenhof des Bendlerblocks in Berlin (Richard Scheibe)



Foto: J. Piepenbrink/bpb

wehr eines Vaters?/Hast du der Kinder liebes Haupt verteidigt?“, und er folgert: „Nichts theil’ ich mit dir – Gemordet/Hast du, ich hab mein Teuerstes verteidigt.“[†]

Der gerecht handelnde Tyrannenmörder ist nicht nur ein Typus der Literatur, sondern der Weltgeschichte. Seine Urbilder sind die Freunde Hermodios und Aristogeiton, die im Juli 514 v. Chr. einen Mordanschlag auf die Athener Tyrannen Hippias und Hipparchos verübten. *Tyrannos* war für die Griechen keine negativ behaftete Vokabel für einen Gewalt herrscher, sondern bezeichnete ganz nüchtern einen Mann aus vornehmer Familie, der es geschafft hatte, den inneraristokratischen Machtkampf, der im 6. Jahrhundert v. Chr. in vielen griechischen Poleis tobte, für sich zu entscheiden. So hatte sich Peisistratos, Hippias’ und Hipparchos’ Vater, nach mehreren Anläufen um 545 v. Chr. gegen seine Konkurrenten durchgesetzt; 527 v. Chr. waren ihm seine Söhne in der Herrschaft nachgefolgt.

[†] Friedrich Schiller, *Wilhelm Tell*. Schauspiel, Tübingen 1804², S. 232f. Vgl. Walter Müller-Seidel, *Friedrich Schiller und die Politik*, München 2009, S. 34–59.

Abbildung 2: Gipsabguss der Tyrannenmörder Harmodios und Aristogeiton (Kritios und Nesiotes)



Quelle: Bildarchiv Foto Marburg

Während des Panathenäenfestes 514 v. Chr. fiel der jüngere von ihnen, Hipparchos, dem Attentat des Freundespaars zum Opfer. Hippias überlebte, doch wenige Jahre später, 510 v. Chr., stürzte die Tyrannis, und Kleisthenes gab Athen eine neue Verfassung.[†] Kaum ein Jahr später errichteten ihre Familien Hermo-

[†] Hierzu und zum Folgenden vgl. Charles William Fornara, *The „tradition“ about the murder of Hipparchus*, in: *Historia*, 17 (1968), S. 400–424; Astrid Möller, *Hipparchos, Juli 514 v. Chr.*, in: Michael Sommer (Hrsg.), *Politische Morde. Vom Altertum bis zur Gegenwart*, Darmstadt 2005, S. 29–36. Zur Tyrannis vgl. Helmut Berve, *Die Tyrannis bei den Griechen*, München 1967; Loretana De Libero, *Die archaische Tyrannis*, Stuttgart 1996.

dios und Aristogeiton, die ihre Tat nicht lange überlebt hatten, ein bronzenes Standbild, das später die Perser wegschafften, als sie Athen eroberten. Für Ersatz sorgten 477/476 v. Chr. die Bildhauer Kritios und Nesiotes, deren Statuengruppe einen Ehrenplatz auf der Athener Agora erhielt, dem politischen Zentrum der Polis und öffentlichsten aller öffentlichen Räume. Die in einer römischen Kopie erhaltene Plastik zeigt die Tyrannenmörder, wie sie mit ihren Schwertern zum Schlag ausholen (*Abbildung 2*).[¶] Dargestellt ist also der Wille zur Tat, nicht ihr Resultat. Als erste Skulptur überhaupt diente das Werk nicht kultischen Zwecken, sondern dem Gedenken zweier Menschen aus Fleisch und Blut – und ihrer blutigen Tat, welche die sich allmählich formierende attische Demokratie prompt für sich vereinnahmte. Kritios und Nesiotes schufen so das erste politische Denkmal der Geschichte: Sinnbild für die Überwindung der Tyrannis und den unbedingten Willen der Bürger zur Freiheit.

Die künstlerischen Fernwirkungen des Werks im sogenannten Strengen Stil reichen bis ins 20. Jahrhundert – genauer: Bis zur Plastik, die Richard Scheibe für den Innenhof des Bendlerblocks schuf. Beiden Standbildern gemein sind die idealisierende Nacktheit, das energische Voranschreiten der Körper und die Betonung der Tat vor ihrem Ergebnis. Wie die athenischen Bildhauer auch, setzte Scheibe der inneren Einstellung seiner Figur ein Denkmal – und er schreckt nicht davor zurück, das große Vorbild zu zitieren. Bei aller scheinbaren Beliebigkeit strahlt der nackte Jüngling im Bendlerblock eine überaus subtile Botschaft aus: Was zählt, ist die Entschlossenheit zum ethisch richtigen Tun, auch wenn es den Ausführenden zum Mörder macht, und auch wenn er scheitert.[¶]

¶ Zum Denkmal und zum Kult vgl. Fernando Hölcher, *Die Tyrannenmörder. Ein Denkmal der Demokratie*, in: Elke Stein-Hölkeskamp/Karl-Joachim Hölkeskamp (Hrsg.), *Die griechische Welt. Erinnerungsorte der Antike*, München 2010, S. 244–258; Anthony J. Podlecki, *The political significance of the Athenian „Tyrannicide“-cult*, in: *Historia*, 15 (1966), S. 129–141; Beat Schweizer, *Harmodios und Aristogeiton. Die sog. Tyrannenmörder im 5. Jh. v. Chr.*, in: Natascha Kreutz/ders. (Hrsg.), *Tekmeria. Archäologische Zeugnisse in ihrer kunsthistorischen und politischen Dimension*, Münster 2006, S. 291–314.

¶ Vgl. Alexander Rubel, *Demokratie, Mythos und Erinnerung. Die „Tyrannenmörder“ in Athen und der militärische Widerstand gegen Hitler*, in: *Antike und Abendland*, 56 (2010), S. 72–96, hier: S. 85 f.

Paradoxerweise eigneten sich Harmodios und Aristogeiton wohl weder als Helden der Attischen Demokratie noch als Vorbilder der Verschwörer um Stauffenberg.[¶] Erstens hatten die Mörder ja nicht die Tyrannis aus der Welt geschafft – sie hatten Hipparchos getötet; Hippias aber war am Leben geblieben und hatte die Daumenschrauben der Tyrannis weiter angezogen. Erst darüber, dass er den Bogen überspannt hatte, stürzte der ältere der Brüder schließlich. Zweitens war es wohl kein politisches Motiv, das den Attentätern das Schwert führte. Der athenische Geschichtsschreiber Thukydides berichtet nämlich, Aristogeiton habe sich zu dem Anschlag auf Hipparchos und zum Sturz der Tyrannis entschlossen, nachdem dieser seinen jugendlichen Liebhaber Harmodios heftig umworben habe. Der Mord nicht als Aufstand des Gewissens, sondern als schnödes Eifersuchtsdrama – so entlarvt Thukydides den Mythos, den die junge Attische Demokratie um das Attentat gewoben hatte.[¶]

Zwei Lehren lassen sich aus der Episode für die historische Bewertung politischer Morde ziehen: Sie sind nicht immer das, was sie zu sein vorgeben, und die Mörder bewirken nicht immer das, was sie bezwecken. Das blutige Beiseiteschaffen von Machthabern gehört zu den bevorzugten Themen politischer Instrumentalisierung, je nach Standpunkt als Dämonisierung oder Glorifizierung: Zwei Attentate auf Wilhelm I. 1878 lieferten Reichskanzler Otto von Bismarck den Vorwand für die Sozialistengesetze, der Mordanschlag auf August von Kotzebue 1819 zog unmittelbar die Karlsbader Beschlüsse nach sich; umgekehrt hängen interessierte Kreise politischen Mördern immer wieder die Gloriole des Tyrannentöter- oder gar Märtyrertums um, vor allem wenn religiöse oder ideologische Motive die Täter leiten, wie bei den

¶ Stauffenberg hatte sich schon als Schüler am humanistischen Eberhard-Ludwigs-Gymnasium und später als Mitglied im George-Kreis mit der literarischen Überlieferung auseinandergesetzt. Peter Hoffmann berichtet, Stauffenbergs Bruder, der Althistoriker Alexander von Stauffenberg, habe im Juli 1944 abends beim Wein in Attika die Verse des Scholions auf Harmodios und Aristogeiton auf den Tisch geklopft. Vgl. Peter Hoffmann, Claus Schenk Graf von Stauffenberg. *Die Biographie*, München 2007, S. 425.

¶ Thukydides, *Der Peloponnesische Krieg*, 6, 54. Vgl. A. Möller (Anm. 4), S. 33 f.; Christoph Schneider, *Information und Absicht bei Thukydides. Untersuchung zur Motivation des Handelns (Hypomnemata, Bd. 41)*, Göttingen 1974, S. 87 f.

RAF-Anschlägen oder jüngst dem islamistischen Terrorismus. Stets also polarisiert die Tat und wird so zum Spielball politischer Interessenlagen. Als was sie in die Geschichte eingeht, hängt maßgeblich davon ab, wer die Deutungshoheit über die Vergangenheit hat. Man stelle sich vor, nicht die Volksherrschaft hätte in Athen obsiegt, sondern Hippias und seine Familie wären an den Schalthebeln der Macht geblieben. Welche Spuren hätten dann wohl Harmodios und Aristogeiton im kollektiven Gedächtnis der Polis hinterlassen?

Leid der Unberechenbarkeit

Noch schwerer wiegt die zweite Folgerung aus der zu Unrecht von der Demokratie vereinnahmten Bluttat: Was Attentäter wollen und was sie mit ihrer Tat bewirken, sind grundsätzlich zwei Paar Schuhe. In der Regel wollen sie „mit einer Kugel die Welt verändern“.⁹ Oft jedoch verpufft die kinetische Energie des Projektils historisch wirkungslos, obwohl es sein Ziel getroffen hat. So ließe sich trefflich darüber streiten, ob etwa der Ermordung des US-Präsidenten Abraham Lincoln 1865 angesichts des Bürgerkriegs und seiner unumkehrbaren Ergebnisse politisch überhaupt irgendeine Relevanz zukam. Doch selbst wenn es dem Attentäter gelingt, mit der Entlebung seines Opfers weithin fühlbare Schockwellen in die Welt auszusenden, sind die Folgen für ihn doch nur selten kalkulier-, geschweige denn kontrollierbar.

Die Ermordung selbst von Persönlichkeiten, denen rund um die Uhr Personenschützer auf den Fersen sind, lässt sich im Prinzip minutiös planen. In dem Moment aber, in dem die Leiche des Opfers erkaltend am Boden liegt, wird eine Ereigniskette in Bewegung gesetzt, die selbst strategisch Hochbegabte unmöglich überblicken können. Das Handeln aller relevanten Akteure ins Kalkül einbeziehen zu wollen, gliche dem Versuch, das Spiel gleich einer ganzen Kompanie von Schachspielern über mindestens ein Dutzend Züge vorauszuberechnen. Die vielen politischen Mordanschlägen innewohnende Dialektik, nach der die Attentäter das genaue Gegenteil von dem erreichten, was sie geplant

hatten, enthüllt der Blick auf einen Mordfall, der schon über 2000 Jahre zurückliegt, aber noch heute beispielhaft steht für eine Bluttat, die zwar ihr Opfer fand, politisch aber nicht nur wirkungslos blieb, sondern das Gegenteil von dem erreichte, was die Mörder bezweckt hatten.

Die Rede ist vom Attentat auf Gaius Julius Caesar, dessen Datum, die Iden des März 44 v. Chr., kaum weniger Sinnbildcharakter trägt als der 20. Juli 1944. Caesar war 55 Jahre alt und stand, als *dictator perpetuo*, im Zenit seiner Macht. Durch das geschickte Schmieden taktischer Bündnisse auf Zeit hatte sich der Spross einer hochadligen, aber verarmten Familie in den innersten Zirkel der römischen Republik emporgearbeitet. Diese Republik ächzte unter dem Machtwillen ehrgeiziger Individuen, die sich nicht mit einer Rolle im kollektiven Herrschaftsapparat der Senatorenschaft abfinden mochten, wie er jahrhundertlang Politik in Rom gestaltet hatte. Caesar war der ehrgeizigste, skrupelloseste und politisch begabteste dieser Männer: 48 v. Chr. war ihm sein größter Widersacher, Pompeius, in einem blutigen Bürgerkrieg unterlegen; in Ägypten hatte der Rivale einen gewaltsamen Tod gefunden.¹⁰

Zwar musste Caesar noch einzelne Widerstandsnester in den Provinzen niederkämpfen, doch war er praktisch unangefochten im Besitz der alleinigen Macht. Kompatibel mit Verfassungsgrundsätzen und eingespielten politischen Praktiken der Republik war diese Stellung nicht. Caesar ersann den Notbehelf der Diktatur, die er aus der Mottenkiste politischer Institutionen klaubte. Doch die Diktatur, erst recht die „ewige“, zeitlich unbefristete (*perpetuo*), konnte kaum verschlei-

⁹ So der passende Untertitel von Sven Felix Kellerhoff, *Attentäter. Mit einer Kugel die Welt verändern*, Köln 2003.

¹⁰ Hierzu und zum Folgenden vgl. John P. V. D. Balsdon, *The Ides of March*, in: *Historia*, 7 (1958), S. 80–94; Werner Dahlheim, *Die Iden des März 44 v. Chr.*, in: A. Demandt (Anm. 1), S. 39–59; David F. Epstein, *Caesar's personal enemies on the Ides of March*, in: *Latomus*, 46 (1987), S. 566–570; Robert Etienne, *Les Ides de Mars. L'assassinat de César ou de la dictature?*, Paris 1973; Ulrich Gotter, *Der Diktator ist tot! Politik in Rom zwischen den Iden des März und der Begründung des Zweiten Triumvirats*, Stuttgart 1996; Martin Jehne, *Die Ermordung des Diktators Caesar und das Ende der römischen Republik*, in: Uwe Schultz (Hrsg.), *Große Verschwörungen*, München 1998, S. 33–47 und S. 256–261; Giuseppe Zecchini, *C. Iulius Caesar. Rom, 15. März 44 v. Chr.*, in: M. Sommer (Anm. 4), S. 55–63.

ern, dass Caesar mit seiner ganzen Person quer stand zu den geheiligten Traditionen der Republik – und den Aufstieg anderer Aristokraten, die ebenfalls nach Einfluss strebten, gewissermaßen deckelte. Die lauwarne Geste, mit der er das königliche Diadem, das sein Handlanger Marcus Antonius ihm dargeboten hatte, zurückwies, unterstrich nur, dass der Diktator *de facto* ein Monarch war.¹¹ Deshalb war Caesars Position seit Pompeius' Ausscheiden aus dem Machtkampf prekärer, als es den Anschein hatte – und deshalb strebte er im Winter 45/44 v. Chr. wohl auch nach neuen Lorbeeren auf dem Schlachtfeld. Dort nämlich war seine Autorität unangefochten. Gegen die Parther, Roms großen Angstgegner im Osten, sollte es gehen: Hier winkte schier unermesslicher Ruhm.

Genau das setzte seine Gegner, von denen es etliche gab, unter Zugzwang. Ein siegreich aus dem Orient heimkehrender Caesar wäre womöglich noch übermächtiger als es der Diktator im Frühjahr 44 v. Chr. schon war. Deshalb war Gefahr im Verzug, es musste gehandelt werden. Diejenigen, die ihm jetzt nach dem Leben trachteten, kamen – Ironie des Schicksals – alle aus dem Dunstkreis des Machthabers: Die Karriere des Offiziers Gaius Trebonius hatte Caesar systematisch gefördert und ihn schließlich gar zum Konsul wählen lassen; Decimus Brutus durfte in Caesars Kutsche mitreisen und war zum Statthalter der Provinz Gallien ernannt worden; Cassius Longinus war, obwohl er zeitweise mit Pompeius paktiert hatte, unter Caesar zum Legionsbefehlshaber und zum Prätor aufgestiegen; fest versprochen war ihm die Statthalterschaft der wichtigen Provinz Syrien; auch der Vierte im Bunde, Cassius' Schwager Marcus Brutus, war von Caesar, obwohl eingefleischter Republikaner, mit einer Statthalterschaft ausgezeichnet, zum Prätor ernannt und zum Konsul designiert worden. Zu diesen Männern gesellten sich noch weitere Senatoren aus der zweiten Reihe.

Ausgerechnet im von Pompeius gestifteten Theater auf dem Marsfeld streckten die Verschwörer, angeführt von Cassius, den Diktator mit 23 Messerstichen nieder. Dort verblutete er zu Füßen einer Statue seines Rivalen. Caesar

¹¹ Caesar hatte die Zurückweisung des Diadems bewusst inszeniert. Keiner nahm ihm ab, dass er die Alleinherrschaft wirklich ablehnen wollte.

hatte es seinen Mördern leicht gemacht. Seine Leibgarde hatte er, um nicht als Tyrann zu gelten, im Monat zuvor entlassen, warnende Vorzeichen hatte er geflissentlich ignoriert. Die spezifische Anatomie des Caesarmordes als Attentat kennzeichnen das gemeinsame Agieren bei der Ausführung, die krude Gemengelage der Motive und die völlige Planlosigkeit der Verschwörer mit Blick auf das, was nach dem Mord zu geschehen habe. Die Mörder stachen nicht nur deshalb in der Horde zu, um dem Opfer keine Chance zur Gegenwehr und seinen Verbündeten im Senat keine Gelegenheit zum Eingreifen zu geben, sondern auch, um die Blutschuld zu verteilen. Während dem Gesinnungsrepublikaner Brutus wohl sein unbezähmbarer Freiheitswille den Dolch führte, waren die Beweggründe manch anderer weniger hehr: Etliche der Mörder waren gewiss von Caesar enttäuscht, der sie wohl protegiert, aber ihre Karriere nicht so gefördert hatte, wie sie es insgeheim erhofft hatten. Der eine oder andere mochte Caesar gerade seine *clementia*, seine Milde, gegenüber ehemaligen Weggefährten des Pompeius nicht verzeihen haben.

Nach der Bluttat setzten sich die Mörder die phrygische Mütze auf, die sonst Sklaven bei ihrer Freilassung trugen, und riefen den Namen Ciceros. Doch der begeisterte Empfang, mit dem die selbsternannten Befreier fest gerechnet hatten, blieb aus. Die Römer reagierten kühl bis feindselig auf die Tat, alle Türen waren fest verschlossen. In diesem Moment schlug Murphy's Law gnadenlos zu: Für die Verschwörer ging schief, was irgend schiefgehen konnte. Sie hatten nicht begriffen, dass jedes Machtvakuum sich unverzüglich füllt; und statt selbst Caesars Platz einzunehmen, überließen sie ihren Gegnern die Initiative. Die kleinmütigen Verschwörer suchten Zuflucht auf dem Kapitol und überließen einem anderen die große Bühne.

Jetzt rächte sich, dass sich Brutus gegen Cassius durchgesetzt und vereitelt hatte, dass mit Caesar auch sein mächtigster Gefolgsmann, der Konsul Marcus Antonius, beiseite geschafft wurde. Mit der Autorität seines Amtes brachte Antonius den Staatsschatz und Caesars Testament an sich. Er handelte einen Kompromiss mit den Caesarmördern aus, der diesen Amnestie zusicherte, aber Caesars Amtshandlungen ihre Gültigkeit beließ. Caesars letzter Wille machte jeden römischen Bürger zum Miterben seines kolos-

salen Vermögens; als diese Tatsache durch Antonius öffentlich wurde, gab es kein Halten mehr: Die Trauer um Caesar sprengte jedes Maß. Darüber hinaus tauchte plötzlich auch noch des Diktators rechtmäßiger Erbe, der erst 18-jährige Gaius Octavius, auf und empfahl sich Caesars alter Anhängerschaft als ihr Sachwalter. Niemand konnte ahnen, dass dieser Jüngling Roms kommender Mann sein würde: Oktavian, der spätere Augustus. Anfangs Antonius' schärfster Konkurrent, raufte er sich schon 43 v. Chr. mit Caesars ehemaligem Stellvertreter zusammen. Das Nachsehen hatten die Caesarmörder, die im Jahr darauf Antonius und Oktavian bei dem griechischen Ort Philippi unterlagen und untergingen.

Binnen zweier Jahre hatten Cassius, Brutus und ihre Mitverschwörer nicht nur das Überraschungsmoment, das ihnen das Attentat beschert hatte, völlig verspielt; schlimmer noch, der republikanische Freiheitsgedanke, den sie vor sich hergetragen hatten, war diskreditiert. Schuld daran war gewiss ihr politisches Unvermögen. Sie hatten ihre Widersacher und die Verehrung, die Caesar in der breiten Masse genoss, unterschätzt. Doch gab es unzählige Faktoren, die sie unmöglich in ihre Rechnung hatten einbeziehen können: das plötzliche Auftauchen Oktavians, die denkbar unwahrscheinliche Einigung zwischen dem Newcomer und dem alten Polit-Hasen Antonius, Caesars Testament. Am Ende bahnten die Verschwörer ausgerechnet Oktavian den Weg zur Alleinherrschaft. Auf den Trümmern der Republik errichtete er den Prinzipat, das politische System der römischen Kaiserzeit, das, mit einigen Modifikationen, bis zum Anbruch des Mittelalters Bestand haben sollte.

Macht der Ohnmächtigen

Mit der dialektischen Verkehrung ihrer Ziele ins krasse Gegenteil standen die Caesarmörder historisch keineswegs allein. So mündete das Morden der Roten Brigaden in Italien und der RAF in Deutschland in beiden Ländern nicht in einer Revolution, sondern in einen Burgfrieden der Demokraten.¹² Ähnlich

¹² Vgl. Michael Sommer, Aldo Moro. 9. Mai 1978, in: ders. (Anm. 4), S. 231–238, hier: S. 237f.; Edgar Wolf- rum, Die gegückte Demokratie. Geschichte der Bundesrepublik Deutschland von ihren Anfängen bis zur Gegenwart, Stuttgart 2006, S. 344ff.

verhalf erst der gewaltsame Tod der Symbolfigur Martin Luther King durch die Hand von James Earl Ray der US-Bürgerrechtsbewegung zum endgültigen Durchbruch.¹³ Was King selbst in Jahren geduldiger Arbeit nicht vermocht hatte, schaffte sein Mörder: die Ideologie der Rassentrennung als menschenverachtenden Anachronismus zu entlarven. Einen Märtyrer schuf auch der fanatische Hindu-Nationalist Nathuram Godse, der am 30. Januar 1948 Mahatma Gandhi mit drei Kugeln niederstreckte. Die Tat erleichterte zumindest vorläufig den Ausgleich zwischen Muslimen und Hindus in Indien und stabilisierte langfristig die Demokratie.¹⁴

Und selbst die „Fememorde“ an Matthias Erzberger (1921) und Walter Rathenau (1922), die gemeinsam mit der Hyperinflation die fast schon tödliche erste Krise der Weimarer Republik markierten, schweißten erst einmal alle Kräfte zusammen, die, von der SPD bis zur nationalliberalen Deutschen Volkspartei, bereit waren, die Republik zu tragen.¹⁵ Sicher gibt es auch Gegenbeispiele: Der Mord an Jitzchak Rabin 1995 etwa lähmte, wie vom Mörder beabsichtigt, den israelisch-palästinensischen Friedensprozess. Meist aber werden die Täter selbst zu Opfern der Verkettung von Zufällen, die sie mit ihrer Tat auslösen.

Wenn also der politische Nutzen von Morden selbst bei gelungener Ausführung zweifelhaft ist, was motiviert dann Attentäter zu ihrem Handeln? Und lässt sich überhaupt so etwas wie eine „Theorie“ des Attentats formulieren, die es vermag, die unzähligen Erscheinungsformen auf wenige prägnante Nenner zu bringen? Die einschlägige Literatur hat sich immer wieder an Typologien versucht. So unterscheidet der Journalist und Sachbuchautor Sven Felix Kellerhoff zwischen sechs Kategorien von Attentätern: verwirrten sowie idealistischen Einzeltätern,

¹³ Vgl. Michael Sommer, Martin Luther King, Jr. Memphis, 4. April 1968, in: ders. (Anm. 4), S. 215–222, hier: S. 121f.

¹⁴ Vgl. Dietmar Rothermund, Mahatma Gandhi. Delhi, 30. Januar 1948, in: M. Sommer (Anm. 4), S. 201–206, hier: S. 206.

¹⁵ Hierzu schrieb Hagen Schulze prägnant: „Wie stets nach terroristischen Anschlägen auf die Staatsordnung festigte auch dieser Mord (an Rathenau, Anm. M.S.) das System, das zerstört werden sollte.“ Hagen Schulze, Weimar. Deutschland 1917–1933, Berlin 1982, S. 243.

religiösen Eiferern, gedungenen Mördern, Vollstreckern von Verschwörungen und politischen Terroristen.¹⁶

Will man indes den historischen Mechanismus von Attentaten verstehen, dann hilft das Studium der Attentäter weniger als ein analytischer Blick auf die Gesellschaften, in denen sie handeln. Gibt es Situationen und Milieus, in denen Attentate gehäuft auftreten? Gibt es umgekehrt gesellschaftliche Systeme, die relativ immun sind gegen politisch motivierte Anschläge? Eine statistische Untersuchung historischer Attentate und ihrer Verteilung steht noch aus, doch scheinen sich selbst bei oberflächlicher Betrachtung bestimmte politische Formationen herauszuschälen, die besonders anfällig waren und sind für das Wirken von Attentätern: zunächst Systeme wie Diktaturen und Monarchien, in denen Einzelpersonen eine herausragende, gerade auch symbolische Rolle spielen; dann Systeme in historischen Umbruchperioden und Krisen; schließlich Gesellschaften mit ungewöhnlich hohem Polarisierungsgrad zwischen verschiedenen – politischen, ethnischen, religiösen, sozialen – Gruppen.

Trifft mehr als eines dieser Merkmale auf eine Gesellschaft zu, dann ist sie potenziell anfällig für politisches Assassinat: so etwa die europäischen Monarchien zwischen der Französischen Revolution und dem Ersten Weltkrieg, besonders jene mit ungelösten nationalen Fragen, diktatorische Regime in der sogenannten Dritten Welt, in Deutschland die Weimarer Republik, die USA während des Sezessionskrieges und der *Reconstruction*.

Wenig anfällig hingegen waren die kaum personalisierten sozialistischen Systeme im ehemaligen Ostblock. Gleiches gilt heute meist für die Demokratien westlicher Prägung, wenngleich hier Ausnahmen die Regel bestätigen: So häuften sich politisch motivierte Anschläge in den USA und in anderen westlichen Demokratien vor dem Hintergrund politisch-sozialer Krisen.¹⁷ Aber

selbst das kleine, wohlhabende Schweden mit seinem nur wenig polarisierten politischen System war innerhalb von nicht einmal 20 Jahren immerhin Schauplatz zweier spektakulärer Mordanschläge: gegen Ministerpräsident Olof Palme 1986 und gegen Außenministerin Anna Lindh 2003 – hier, wo die politische Klasse sich stets besonders bürger-nah geben wollte, mögen allerdings Defizite beim Personenschutz förmlich als Einladung an potenzielle Attentäter gewirkt haben.¹⁸

Die Norm aber sind Attentate in Gesellschaften im Umbruch, mit hochgradig personalisierten politischen Systemen, in denen Anschläge auf politisch exponierte Individuen enormen Symbolwert zukommt und in denen Minderheiten und an den Rand Gedrängte oft scheinbar keine andere Wahl haben, als zu versuchen, ihre Ziele mit Gewalt durchzusetzen. Anschläge sind *per definitionem* asymmetrische Akte, besonders dann, wenn ein Einzeltäter aus dem Hinterhalt auf eine öffentliche Person zielt, in deren Rücken die geballte Staatsmacht steht. Sie sind aber auch fast immer Symptome gesellschaftlicher Asymmetrien: Wenn Krieg die „Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln“ ist (Carl von Clausewitz), dann ist das Attentat nicht selten die Fortsetzung der Revolution: der sich eruptiv entladende Zorn der Ohnmächtigen.¹⁹

Asymmetrie, Personalisierung, symbolische Aufladung, politischer Umbruch und extreme Polarisierung waren auch die Zutaten des Attentats von Sarajevo, dem am 28. Juni 1914 der österreichische Thronfolger Franz Ferdinand zum Opfer fiel. Mit Bedacht hatte sich die Attentätergruppe um den bosnischen Serben Gavrilo Princip den Erzherzog zum Ziel erkoren, der wie kein anderer für einen deutschnationalen Kurs in der Donaumonarchie stand. Mit Bedacht war auch das Datum des Attentats gewählt: Der Sankt-Veits-Tag war das Datum der legendär-

eingestuft wurde, stand allein das Attentat auf King im Zusammenhang mit den sozialen Umbrüchen der 1960er Jahre.

¹⁶ Vgl. S. F. Kellerhoff (Anm. 9).

¹⁷ Betroffen waren außer Martin Luther King in den 1960er Jahren noch John F. Kennedy und Malcolm X, zuletzt, 1981, Präsident Ronald Reagan. Während die Hintergründe des Kennedy-Attentats nicht völlig aufgeklärt sind, im Fall von Malcolm X Differenzen in der *Black-Muslim*-Bewegung eine Rolle spielten und der Reagan-Attentäter als unzurechnungsfähig

¹⁸ Vgl. Robert von Lucius, Nicht noch einmal: Schwedens Polizei fürchtet eine zweite Blamage, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 12. 9. 2003, S. 6.

¹⁹ Zur Asymmetrie im Krieg vgl. die instruktiven Ausführungen bei Herfried Münkler, Der Wandel des Krieges. Von der Symmetrie zur Asymmetrie, Weilerswist 2006, S. 151–168.

en Schlacht auf dem Amselfeld, in der 1389 ein serbisches Heer unter ihrem König Lazar den Osmanen unterlegen war; am selben Tag hatte 1878 Österreich-Ungarn auf dem Berliner Kongress das Mandat für die Besetzung Bosnien-Herzegowinas erhalten. Die ungeklärten nationalen Fragen auf dem Balkan, die Ohnmachtsgefühle einer aufsteigenden serbischen Bildungselite, die symbolische Bedeutung des Opfers wie des Morddatums – all das materialisierte sich in der Revolverkugel, mit der Gavrilo Princip den Ersten Weltkrieg auslöste.²⁰ Princip und seine Mitverschworenen hatten politisch über Bande gespielt: Das Attentat mündete in den Krieg und der Krieg schließlich in die Zerstörung der Donaumonarchie und in das als Königreich Jugoslawien getarnte Groß-Serbien, von dem sie geträumt hatten. Die Mörder des Erzherzogs gehörten so zur Minderheit politischer Attentäter, die ihr Ziel zumindest nach kurzer Wartezeit erreicht hatten.²¹

Das Muster, dass Polarisierung, Asymmetrie und Symbolwert von Anschlagzielen zu Attentaten förmlich einladen, findet sich in der globalisierten Weltgesellschaft unserer Tage in den tausendfach potenzierten Morden des 11. September 2001 wieder. Im 21. Jahrhundert zielt die Kugel des Attentäters oft nicht mehr auf Individuen, sondern, vor dem Hintergrund politischer Entpersonalisierung und neuer technischer Möglichkeiten, auf Infrastruktur und große Menschenansammlungen, bis hin zur für Terror-Netzwerke vom Schlage al-Qaidas prinzipiell zu bewerkstelligenden Auslöschung ganzer Großstädte. Doch auch der moderne Attentäter kann, so wenig wie einst die Caesarmörder, in die Zukunft blicken: Wie einst die Nachwelt seine Tat beurteilen und was er mit ihr bewirken wird, entzieht sich seinem Zugriff.

²⁰ Siehe hierzu auch den Beitrag von Susanne Brandt in dieser Ausgabe (Anm. d. Red.).

²¹ Vgl. Imanuel Geiss, Erzherzog Franz Ferdinand von Österreich. Sarajevo, 28. Juni 1914, in: M. Sommer (Anm. 4), S. 174–182; Bernd Sösemann, Die Bereitschaft zum Krieg. Sarajewo 1914, in: A. Demandt (Anm. 1), S. 295–320.

Natan Sznaider

Entweder/Oder: Ein Nachspiel zur Opferung von Jitzchak Rabin

Essay

„Ich möchte gerne jedem einzelnen von Euch danken, der heute hierhergekommen ist, um für Frieden zu demonstrieren und gegen Gewalt. Diese Regierung, der ich gemeinsam mit meinem Freund Shimon Peres das Privileg habe, vorzustehen, hat sich entschieden, dem Frieden eine Chance zu geben – einem Frieden, der die meisten Probleme Israels lösen wird. (...) Der Weg des Friedens ist dem Weg des Krieges vorzuziehen. Ich sage Euch dies als jemand, der 27 Jahre lang ein Mann des Militärs war.“

Mit diesen Worten beendete Ministerpräsident Jitzchak Rabin am 4. November 1995 eine von seiner Partei, der Israelischen Arbeitspartei, und anderen Akteuren des Friedenslagers organisierte Kundgebung. Danach fielen drei Schüsse, und der Bürgerkrieg in Israel war entschieden.

Natan Sznaider

Ph. D., geb. 1954; Autor zahlreicher Veröffentlichungen zur Globalisierung und Erinnerungskultur; Professor für Soziologie und Kulturwissenschaften am Academic College in Tel Aviv-Yafo, Rabenu Yeruham, P.O. Box 8401, Tel Aviv 61083, Israel.
natan@mta.ac.il

Es war ein angenehmer Herbstabend in Tel Aviv. Der „Platz der Könige Israels“ war wieder einmal voll besetzt mit jenen, die kamen, um das zwei Jahre zuvor mit den Palästinensern geschlossene Oslo-Abkommen zu unterstützen. Viele kannten sich, hatten schon oft gemeinsam gegen die israelische Besatzung „der Gebiete“ demonstriert, für den Frieden, für ein in ihren Augen besseres Israel. Sie waren auch dabei gewesen, als im September 1982 auf demselben Platz gegen den Libanon-Feldzug und das

von libanesischen Falangisten begangene und von der israelischen Regierung offenbar geduldete Massaker in den Flüchtlingslagern Sabra und Shatila protestiert worden war. Schon damals war es ihnen um einen moralischen Staat und um das von ihnen für so wichtig gehaltene Selbstbild eines aufgeklärten westlichen Landes gegangen. Der in diesem Milieu verhasste damalige Außenminister Ariel Sharon hatte daraufhin seinen Posten räumen müssen. 19 Jahre nach jener Demonstration und knapp sechs Jahre nach dieser wurde Sharon dann Ministerpräsident und veranlasste im Sommer 2005 den israelischen Rückzug aus dem Gaza-Streifen. Aber so weit sind wir noch nicht.

Glaube an Freiheit, Wirtschaft und materielle Interessen

Kehren wir zurück zum 4. November 1995. Nach vielen Jahren war man wieder am selben Ort; es herrschte gute Stimmung, und manche amüsierten sich, dass sie schon lange nicht mehr bei einer Solidaritätskundgebung einer Regierung mitgemacht hatten. Von 1977 bis 1992 war die Arbeitspartei entweder Opposition oder Koalitionspartnerin der rechten Likudpartei gewesen. Aber all das hatte sich im Sommer 1992 geändert: Die Arbeitspartei war wieder ans Ruder gekommen und mit ihr gestandene Veteranen der israelischen Politik wie der ehemalige Generalstabschef Rabin, der schon von 1974 bis 1977 die Regierungsgeschäfte geführt hatte, und sein innerparteilicher Rivale Shimon Peres, der als Außenminister natürlich auch der Demonstration beiwohnte. Seit drei Jahren regierten sie bereits mit der knappsten aller Mehrheiten. Die israelische Wirtschafts- und Kulturelite unterstützte diese Regierung mit großer Leidenschaft. Auch im Ausland war Israel wieder gern gesehen. Bill Clinton, der damalige US-Präsident und ein enger persönlicher Freund Rabins, sowie viele Investoren schauten hoffnungsvoll auf den Nahen Osten. Die Mauer in Deutschland war schon vor einigen Jahren gefallen, der Kalte Krieg eigentlich vorbei, Deutschland wiedervereint, und trotz anhaltender Kämpfe im ehemaligen Jugoslawien glaubte man an einen neuen Aufbruch in der Welt. Ein „Ende der Geschichte“ lag in der Luft. Man glaubte an das Primat der Freiheit und der Wirtschaft.

Die Demonstranten auf dem „Platz der Könige Israels“ fühlten sich als Teil dieses Auf-

bruchs. Sie verstanden sich als Teil des Westens, als Teil Europas und der USA, als Teil einer neuen, sich globalisierenden Welt. Sie vergaßen für einen Moment, dass die israelische Regierung zwar legal gewählt war, aber für einen großen Teil der Bevölkerung keine Legitimation mehr hatte. Aber das sahen die Anhänger des Friedenslagers nicht. Die Geschichte war – so dachten sie – auf ihrer Seite. Mit dem Ende des Kalten Krieges sollte auch der Nahostkonflikt ein Ende finden. Außenminister Peres sprach unermüdlich vom „neuen Nahen Osten“. Dieser sollte künftig eine Brückenposition einnehmen zwischen dem geeinten Europa auf der einen und den „Tigerstaaten“ im Fernen Osten auf der anderen Seite. Mit arabischen Ölvorräten und Arbeitskräften sowie israelischem Know-how und Hightech könnte die Welt neu gestaltet werden. Frieden sollte herrschen und die Juden in Israel endlich in Frieden mit sich und ihrer Umgebung leben. Man glaubte an das Primat der materiellen Interessen.

Wie hältst du's mit dem Konflikt?

Die Stimmung war also gut auf dem „Platz der Könige“ – im Kontrast zur aufgeheizten Atmosphäre im Land. Die Demonstranten wollten sich den öffentlichen Raum wieder zurückerobern. Zu viele schlimme Dinge waren in den Wochen und Monaten zuvor geschehen, und sie hatten deutliche Spuren bei den Israelis hinterlassen. Als im Oktober 1994 in einem voll besetzten Autobus im Zentrum von Tel Aviv die Bombe eines Selbstmordattentäters explodierte und mehr als zwanzig Menschen in den Tod riss, zweifelten viele am Sinn und an den Erfolgschancen eines Abkommens mit den Palästinensern. Wie oft konnte Rabin noch von den „Opfern des Friedens“ sprechen? Und die Anschläge gingen auch 1995 weiter. Bereits im Februar 1994 hatte ein jüdischer Terrorist – Baruch Goldstein – in Hebron das Feuer auf betende Muslime eröffnet und dabei 29 Menschen getötet und mehr als hundert verletzt – bis dahin ein für viele Juden in Israel undenkbarer Vorgang.

All dies wussten die Demonstranten, die am Abend des 4. November kamen, um dennoch ihre Solidarität mit Rabin und dem Oslo-Abkommen zu bekunden. Damals war der Konflikt noch der entscheidende Punkt,

an dem sich die israelische Gesellschaft spaltete. „Sag mir, wie hältst du’s mit dem Konflikt?“ – das war die israelische Gretchenfrage damals. Noch war die israelische Gesellschaft nicht so nach innen gekehrt, wie sie es knapp zwanzig Jahre später sein sollte. Heute sind es nicht mehr die Besatzung und „die Gebiete“, sondern die steigenden Lebenshaltungskosten, welche die Israelis auf die Straße bringen. Damals sah man das noch anders. An diesem Abend sahen sich die Demonstranten als das fortschrittliche, aufgeklärte, säkulare, demokratische, liberale und städtische Israel.

Das *andere Lager*, das waren die Ewiggestrigen, die Klerikalen, die Nationalisten, die Rechten – diejenigen, die auf die Heiligkeit der Erde pochten und nicht daran glaubten, dass die Palästinenser an einem Ausgleich mit Israel interessiert sein könnten. Ihr Protest gegen die Friedenspolitik war in den Augen der Demonstranten genauso illegitim wie die Friedensverhandlungen in den Augen *der Anderen*. Hier ging es nicht um verschiedene politische Ansichten, sondern um den gegenseitigen Versuch, die jeweils andere Seite außerhalb der Legitimation und des Konsensus zu stellen. Es ging um die Frage, wer das „wahre“ Israel vertritt – eine Bürgerkriegssituation also.

Symbol ohne breite Legitimität

Der Ministerpräsident wurde schon wochen- und monatelang öffentlich geschmäht, beschimpft und auch einige Male tätlich angegriffen. Seine Sicherheitsbeamten waren nervös und rieten ihm, sich aus der Öffentlichkeit fernzuhalten oder eine kugelsichere Weste zu tragen. Doch Rabin, der schon etwas ältere General, nahm das alles nicht so ernst. Er wusste, dass seine Entscheidungen für das rechte Milieu in Israel schwer zu ertragen waren, aber er war auch ein Symbol. Er wurde von vielen Israelis respektiert. Er war keiner der üblichen Verdächtigen, die schon jahrzehntelang über Frieden moralisierten. Er war einer der höchstdekorierten Soldaten Israels, er war im Land noch vor der Staatsgründung geboren, ein Symbol für das in Israel aufgewachsene neue Judentum, das nicht mehr von der Vergangenheit bestimmt ist. So stand die israelische Elite, standen die Journalisten, die Professoren, die Unternehmer, die Schriftsteller fast alle hinter ihm.

Und wenn man zu dieser Zeit in Tel Aviv lebte, dann glaubte man sich auch in der absoluten Mehrheit.

Rabin und seine Regierung mochten zwar mit einer knappen Mehrheit regieren, für ein anderes Israel – vor allem außerhalb von Tel Aviv – hatten sie jedoch keine Legitimität. Es gibt ein Milieu in Israel, für das die Legitimität des Staates Israel nicht im politischen Prozess, sondern in der Heiligkeit selbst liegt. Rabin war in dieser Hinsicht in der Tat ein Repräsentant eines militärischen und weltlichen Israels, und er war der Repräsentant des 1948 gewonnenen Unabhängigkeitskrieges, war Generalstabschef des Krieges von 1967, als das Westjordanland erobert wurde. Er hat sich diesen Gebieten nie verbunden gefühlt. Das war schon 1975 während seiner ersten Amtszeit klar, als er gegen die ersten Siedlungsversuche in Samaria war. Es war der damalige Verteidigungsminister Shimon Peres, der die Siedler unterstützte und damit den Beginn der heutigen Siedlungsbewegung ins Rollen brachte. Rabin hatte in der Tat keinen Sinn für das Heilige, das durch die Eroberung der biblischen Stätten nach 1967 Teil der Tagespolitik wurde.

Daran änderte auch der 1994 an ihn, Peres und Palästinenserführer Jassir Arafat verliehene Friedensnobelpreis nicht viel. Ganz im Gegenteil. Noch kurz davor rief die Opposition zu einer großen Kundgebung in Jerusalem auf. Dort standen auf einem Balkon auch die zukünftigen Premierminister Benjamin Netanyahu und Ariel Sharon, die die aufgebrachte Menge noch anfeuerten. Plakate, die Rabin in SS-Uniform zeigten, wurden demonstrativ verbrannt. Das war bewusst inszenierte Radikalität. Jeder konnte das im Fernsehen gut sehen, aber trotzdem dachte wirklich niemand an etwas Schlimmeres als an diese radikalste aller symbolischen Taten. Die Rhetorik war angeheizt, aber noch regierte das Friedenslager. Der Bürgerkrieg lag in der Luft, hatte den Boden aber noch nicht erreicht.

Ein anderer 4. November 1995

Während die Kundgebung nun langsam ihr Ende nimmt, beobachten Sicherheitskräfte im Wagenpark unter dem Balkon der Redner einen jungen Mann. Sie wissen erst nicht, ob er

einer der Fahrer ist. Sie sprechen ihn an und er antwortet kurz, dass er auf jemanden warte. Die Sicherheitsleute sagen ihm, dass dies ein steriler Ort sei und bitten ihn, woanders zu warten. Darauf geht er weg. Die Kundgebung ist vorbei. Gemeinsam singt man ein Friedenslied. Rabin ist zufrieden. Es scheint, dass das Regierungslager die Straße zurückerobert. Er kehrt zu seinem Wagen zurück und fährt in seine Jerusalemer Residenz.

Die nächsten Monate sind die wohl schwersten für den Premier Rabin. Die Verhandlungen mit den Palästinensern kommen ins Stocken. Man kann die Jerusalemfrage nicht einfach unter den Teppich kehren. Rabin ist bereit, über Jerusalem und die Flüchtlingsfrage zu verhandeln, aber erst sehr viel später. Arafat bringt immer wieder Jerusalem und die Flüchtlinge ins Spiel. Langsam wird allen Beteiligten klar, dass eigentlich nicht mehr um 1967 diskutiert und verhandelt wird. Allen geht es um 1948, um den eigentlichen Kern des Konfliktes, um die Ausübung jüdischer Souveränität im Nahen Osten, um die Heiligkeit des Bodens und um die Flüchtlingsfrage. Zugleich sind die radikalen Gruppierungen der Palästinenser nicht bereit, überhaupt zu verhandeln, und nutzen Terroranschläge auf Autobusse in Tel Aviv und Jerusalem, um Arafat zu unterstützen, aber auch zu unterstützen. Arafat glaubt an den Terror als eine zweite Waffe gegen die Israelis. Auch er weiß, was Rabin schon lange und sogar länger bewusst ist: Die Israelis entwickeln sich zu einer post-heroi-schen Gesellschaft, die nicht mehr im permanenten Kriegszustand leben will und kann. Auch soll der Terror die israelische Bevölkerung einschüchtern, um sie kompromissbereiter zu machen. Das Modell ist Algerien, wo der Terror diesen Zweck erfüllt hat.

Auf der einen Seite ist es der Terror, der die Friedensbemühungen belastet, auf der anderen Seite die immer aggressiver werdende Opposition, geführt von dem in Amerika ausgebildeten neuen Oppositionsführer Benjamin Netanyahu, dem neuen Stern am rechten Himmel Israels: Als gewandter Redner, ideologisch fest in der Idee des moralischen und historischen Rechts Israels auf das Westjordanland verwachsen, steht er seit 1993 an der Spitze der Likudpartei. 27 Jahre jünger als Rabin, gerade mal Mitte 40, verkörpert er auch eine neue Generation israelischer Politi-

ker. Rabin wird von ihm immer mehr in die Defensive gedrängt.

Nicht mehr um Politik geht es in dieser Zeit, sondern um die geistigen und materiellen Grundlagen des zionistischen Projekts selbst. Der Friedensprozess wird immer mehr als das Projekt einer sich globalisierenden Elite gesehen, die an den speziellen Bedürfnissen vieler jüdischer Israelis vorbeisieht. Das radikale religiöse Milieu sieht seine messianische Aufgabe darin, jede Form von Rückgabe heiligen Bodens für immer zu vermeiden. Der messianische Zionismus hat sich nun endgültig vom Staat Israel befreit. 1996 verliert Rabin die Wahlen gegen Netanyahu und damit die knappe Mehrheit, die den Friedensprozess noch unterstützt hatte. Für viele Israelis bedeutete der Friedensprozess, dass man in Frieden leben konnte. Wenn die Folgen des Friedensprozesses Angst und Schrecken sind, dann will man nicht mehr mitmachen. Netanyahu wird Premier. Rabin zieht sich verbittert aus der Politik zurück und stirbt nicht lange danach an einem Herzleiden.

Trauer um verlorene Unschuld

Aber so, lieber Leser, ist die Geschichte natürlich nicht weitergegangen. Der junge Yigal Amir wurde von den Sicherheitsbeamten nicht als verdächtig befunden, konnte im Wagenpark bleiben und auf Rabin warten. Als dieser auf seinen Dienstwagen zuging, wurde er von Amir von hinten mit drei Kugeln in den Rücken erschossen. Rabin starb kurz darauf. Drei Schüsse, und damit war der Bürgerkrieg vorbei – und eine Seite siegreich aus ihm hervorgegangen. Shimon Peres übernahm die Amtsgeschäfte, bis er ein knappes Jahr später zugunsten von Netanyahu abgewählt wurde. Das Land stand unter Schock und trauerte um Rabin. Nicht für lange, denn rasch wurde aus der Trauer Melancholie, die Trauernden verloren das Interesse an der Außenwelt. Rabin wurde natürlich nicht vergessen, man erinnert sich nur nicht an ihn. Sein sogenanntes Vermächtnis wurde entpolitisiert. Nach dem Anschlag kam es zu spontanen Trauerkundgebungen. Die sogenannte Kerzenjugend saß Tag und Nacht am Platz mit Trauerkerzen und Gitarren und tat ihre Meinung mit vielen Graffiti um den Platz kund. Sie trauerten nicht nur um Rabin, sie trauerten um sich selbst, sie trauerten um ihre

verlorene Unschuld, ihre verlorene Jugend, ja ihre verlorene Normalität. Kurz danach wurde dann aus dem „Platz der Könige Israels“ der „Rabin-Platz“.

Die Menschen in Israel gingen mit sich selbst ins Gericht. Was wurde falsch gemacht? Hätte der Mord verhindert werden können? Auch wurde der „Bruderkrieg“ beschworen (der hebräische Ausdruck für Bürgerkrieg). Wenn es überhaupt möglich ist, Gesellschaften mit psychologischen Begriffen verstehen zu wollen, dann kann man sagen, dass die israelische Gesellschaft durch den Mord an Rabin fortwährend narzisstischer wurde. Israel verliebte sich in sein trauerndes Spiegelbild, und langsam wurde es zu diesem Bild, das es sich von sich selbst machte. Die Trauer wurde zur Feier und zum Ritual. Lieder wurden gesungen, Kerzen entzündet, Bilder von Rabin gemalt, Rabin-Sprüche an die Wände gepinselt, und von Versöhnung war die Rede. So hat man die Versöhnung mit den Palästinensern langsam vergessen. Es ging um die Versöhnung der in Israel verfeindeten Lager.

Was die Palästinenser anging, so gab es unter ihnen keine Partner mehr, wie es der zwischenzeitliche Premier Ehud Barak einige Jahre später formulierte. Partner gab es nur in Israel selbst. Wie konnte die Linke mit der Rechten ausgesöhnt werden, wie konnten Säkulare und Religiöse miteinander das Land teilen? Sind wir nicht alle Brüder? Sind wir nicht alle Juden? Nun hatte aber ein Jude Rabin ermordet und kein arabischer Terrorist. Und dieser junge Mann, der zwar ständig behauptete, er habe allein und auf niemandes Befehl gehandelt, kam aus dem rechten und nationalreligiösen Milieu, welches es als Todsünde empfindet, das heiliggesprochene Land zu teilen.

Verdrängung der politischen Dimension

Die Einzeltätertheorie war sehr vielen mehr als recht. Man konnte sich auf die narzisstische Melancholie konzentrieren und musste den Mord nicht politisch einordnen. Auch in der Gerichtsverhandlung von Amir ging es um Mord, etwas anderes konnte das Gericht gar nicht verhandeln. Amir wurde von Gerichtspsychiatern untersucht, die ihn für schuldig befanden – er selbst wollte seine Tat als eine religiös motivierte verteidigen,

das Gericht ihn aber nur als einen heimtückischen Mörder verurteilen. Es hatte keine Befugnis, den politischen Kontext der Tat in irgendeiner Form zu verhandeln. Nicht die Politik Amirs stand vor Gericht, nicht das rechte politische Milieu von Amir, nicht die fanatischen Demonstrationen gegen Rabin und nicht die symbolischen Todesurteile, die von fanatischen Rabbinern gegen Rabin ausgesprochen wurden. Das einzige, das vor Gericht stand, war die banale Tat der drei Schüsse. Ein Mann ermordet einen anderen Mann. Es ging um den kriminellen Akt, nicht um Politik. Obwohl es anfänglich etwas Widerspruch gegen diese Sichtweise gab, hat sich die Mehrheit der israelischen Gesellschaft damit abgefunden. Dass es eigentlich um die Identität Israels ging, war den meisten melancholischen Israelis nicht zuzumuten.

Und als dann das rechte Lager 1996 wieder an die Macht kam, da war es fast schon, als ob der Mord noch durch die Geschichte legitimiert wurde. Der „Oslo-Verbrecher“ wie er oft von seinen Gegnern genannt wurde, verblasste in der Erinnerung. Den offiziellen Gedenktag hat man per Gesetz auf den 12. des *Heshvan* gelegt, das hebräische Datum der Ermordung, und nicht auf den 4. November, das weltliche Datum. So entfernen sich von Jahr zu Jahr die Veranstaltungen vom eigentlichen Kern der Ermordung. Es geht wehevoll um Demokratie, um die Gefahr der Gewalt, um Toleranz und Werte. Dann werden Jugendbilder von Rabin gezeigt, traurige Lieder gesungen und man darf wieder nach Hause gehen. Es wird natürlich ganz selten ein Wort über Oslo und den Friedensprozess verloren. Darum geht es nicht mehr. Das passiert manchmal auf den inoffiziellen Kundgebungen um den 4. November herum am Ort des Geschehens, dem „Rabin-Platz“. Man kann hier in der Tat von einer fragmentierten Erinnerung an den Mord reden, obwohl es klar ist, dass alle Beteiligten an der Entpolitisierung dieser Erinnerung interessiert waren. So gedenkt man in Jerusalem am hebräischen Gedenktag offiziell am Grab Rabins und kann nicht über Politik reden. Dort herrscht die große Verdrängung.

Es gibt sicher genug Menschen, die glauben, dass die Kugeln Amirs die Geschichte geändert haben. Mag sein, wir wissen es nicht. Der Autor dieser Zeilen geht davon aus, dass das schrumpfende Friedenslager schon vor

dem 4. November 1995 auf verlorenem Posten stand. Danach war die israelische Gesellschaft mehr und mehr auf sich bezogen. Der Friedensprozess in Israel war der innerisraelische Friedensprozess, während der Friedensprozess mit den Palästinensern zum Anliegen der Amerikaner und Europäer wurde.

Die heftigen Demonstrationen im Sommer 2011 haben das nur bestätigt: Dort ging es um Lebensunterhalt, Mietpreise, Lebensmittel. Das Leben der Israelis ist zu teuer geworden. Man wollte Normalisierung. Die Demonstranten, die zuweilen an andere Demonstrationen in Europa erinnerten, wollten den Schulterschluss der ganzen Gesellschaft. Man weigerte sich, über Besatzung und Besatzungspolitik zu reden. Man wollte die Sozialbewegung nicht durch Nahostpolitik spalten, als ob die Ermordung Rabins wie eine dunkle Wolke warnte, was die Konsequenzen einer solchen Spaltung sein können.

Neue Bündnisse – und Frieden mit der Geschichte?

Bei den jüngsten Wahlen 2013 kam es zu einem Zusammenschluss der ehemals verfeindeten Milieus. Die sogenannte säkulare und urbane Partei des Journalisten Yair Lapid und die nationalreligiöse Partei des Unternehmers Naftali Bennett kamen gemeinsam auf 31 der 120 Parlamentssitze. Zur Überraschung einiger schlossen sich Lapid und Bennett zu einem Bündnis zusammen. Dieses hat nun endgültig die Spannungen zwischen den ehemals verfeindeten Lagern des „Bruderkrieges“ überbrückt. Die Arbeitspartei von Rabin spielt in den großen politischen Fragen keine Rolle mehr. Ihre derzeitige Vorsitzende Shelly Yachimovich will, dass sich die Partei nur noch zu sozialen Fragen äußert, und hat ihren Frieden auch mit den Siedlern jenseits der grünen Linie geschlossen.

Das Lapid-Bennett-Bündnis ist eigentlich die langfristige Konsequenz, welche die israelische Gesellschaft aus der Opferung Rabins gezogen hat. Es ist das Bündnis des sich selbst als aufgeklärt verstehenden und westlich orientierten Israels (das auch bereit ist, langfristig Zugeständnisse an die Welt zu machen) mit dem nationalreligiösen Lager (das zu diesen Zugeständnissen nicht bereit ist und glaubt, sie nie leisten zu müssen). Diese

neue Verbundenheit drückt sich am stärksten darin aus, dass sich beide Parteien darauf einigten, die ultraorthodoxen Juden, die bisher vom israelischen Wehrdienst befreit waren, nun auch zum Militärdienst einzuziehen. Der Schulterschluss beider Lager macht es notwendig, dass auch die Ultraorthodoxen Teil des kämpfenden Israels werden, um somit die letzte große Differenz innerhalb der jüdischen Bevölkerung zu verwischen. Die nicht in der Armee dienenden palästinensischen Bürger Israels gehören nicht zu dieser neuen Formation.

Blickt man 18 Jahre später zurück auf die Nacht am „Platz der Könige Israels“, kann man durchaus sagen, dass der Mord Israel verändert hat, wenn auch nicht grundlegend. Die Gesellschaft hat diesen Mord als Opfer genutzt, um sich alt-neu wieder zu konstituieren, neue Solidaritäten zu schaffen und vor allen Dingen die Angst vor einem „Bruderkrieg“ zu überwinden.

Diese Angst existierte schon kurz vor der Staatsgründung, als verschiedene paramilitärische Einheiten nicht nur die Briten, sondern auch sich gegenseitig bekämpften. Nach der Staatsgründung löste David Ben-Gurion alle militärischen Gruppen auf und wollte sie in die neue Staatsarmee integrieren. Zum letzten Kampf kam es im Juni 1948 an der Küste von Tel Aviv, als das von der rechten paramilitärischen Gruppe Irgun (unter Führung des späteren Premiers Menachem Begin) ausgerüstete Schiff „Altalena“ anlegen sollte, um Waffen an die eigenen Leute zu verteilen. Ben-Gurion beschloss, das Schiff anzugreifen, woraufhin mehrere Mitglieder der Irgun an Bord getötet wurden. Einer der an dieser Aktion beteiligten Soldaten war Jitzchak Rabin, in den Augen der Nachfahren des rechten israelischen Milieus schon damals ein Verräter.

Letztendlich hat die israelische Gesellschaft Frieden mit ihrer Geschichte geschlossen. Ob das Opfer Rabins dazu wirklich notwendig war, bleibt dahingestellt. Ob es ausreicht, um dauerhaft ein neues politisches Gemeinwesen in Israel zu gründen, wird die Zukunft zeigen.

22. November 1963: Ein Tag, der die Welt veränderte?

Essay

Im Bewusstsein der meisten Amerikaner gehört der Mord an John F. Kennedy zu den drei schlimmsten Tragödien ihrer neuesten Geschichte, neben

Alan Posener

Geb. 1949; freier Autor, zurzeit Korrespondent bei der „Welt“-Gruppe; Autor des Buches „John F. Kennedy. Biographie“ (2013); Axel-Springer-Straße 65, 10888 Berlin.
alan.posener@wams.de

dem Angriff auf Pearl Harbor am 7. Dezember 1941 und dem Angriff auf New York und Washington am 11. September 2001. Doch während die welthistorischen Folgen von Pearl Har-

bor und „9/11“ offensichtlich sind, sind sie beim 22. November 1963 keineswegs so klar. Der japanische Überfall zog die USA in den Zweiten Weltkrieg hinein und besiegelte die Niederlage der Achsenmächte. Der Überfall al-Qaidas zog die USA in einen „Krieg gegen Terror“, der noch andauert und dessen Folgen noch nicht abzusehen sind. Hat der Mord an JFK eine Bedeutung jenseits der persönlichen Tragödie und der wuchernden Verschwörungstheorien?

Sarajevo 1914 – Dallas 1963

Dass ein politisches Attentat überhaupt welt-historische Auswirkungen haben könnte, wird von vielen Historikern grundsätzlich in Frage gestellt. Entscheidend seien ja nicht Personen, sondern objektiv wirkende Kräfte: Nationen und ihre Interessen etwa, Machtblöcke, Bündniskonstellationen und historische Trends. So weiß zwar jeder historisch interessierte Mensch, dass der Erste Weltkrieg seinen Ausgang nahm mit der Ermordung des österreichischen Thronfolgers in Sarajevo am 28. Juni 1914. Aber relativ wenige Menschen wüssten auf Anhieb zu sagen, von wem Erzherzog Franz Ferdinand und seine Frau So-

phie Chotek getötet wurden und warum, und wieso dieses Attentat zu jener „Urkatastrophe“ führen konnte, bei der 20 Millionen Menschen starben, drei Reiche untergingen und die Grundlagen gelegt wurden für die weiteren Katastrophen Europas im 20. Jahrhundert. Generationen von Historikern hat die Schuldfrage bewegt; die Schüsse von Sarajevo schienen wie der zufällige Auslöser jener Katastrophe, die auch ohne diesen Anlass früher oder später Europa verschlingen musste. Erst jetzt hat der Historiker Christopher Clark die Aufmerksamkeit wieder auf die Verschwörer, die Vorgeschichte und Umstände des Attentats gelenkt; seinen eigenen Blick hat, wie er selbst schreibt, die weltgeschichtliche Wirkung der Verschwörer von „9/11“ geschärft.¹

Dass der Mord an John F. Kennedy eine ähnliche Wirkung haben könnte wie das Attentat von Sarajevo, ja, sogar eine schlimmere, stand Kennedys Nachfolger Lyndon B. Johnson freilich klar vor Augen. Der kurz nach dem Attentat festgenommene und zwei Tage später seinerseits ermordete Täter Lee Harvey Oswald war 1959 in die Sowjetunion ausgewandert und erst 1962 in die USA zurückgekehrt, wo er eine pro-kubanische politische Tätigkeit entfaltet hatte. War er während seiner Zeit in Moskau und Minsk vom sowjetischen Geheimdienst „umgedreht“ worden? War er ein „Schläfer“, der nur auf das Signal zum Losschlagen wartete? War die Ermordung Kennedys die Rache für die Demütigung des russischen Führers Nikita Chruschtschow bei der Raketenkrise um Kuba 1962? Oder hatten die Kubaner Oswald rekrutiert? War das Attentat von Dallas die Antwort auf die Landung CIA-geführter Exilkubaner in der Schweinebucht 1961, mit deren Hilfe Kennedy Kubas *Máximo Líder* Fidel Castro stürzen wollte? Oder war es eine Reaktion auf den seitdem von der CIA unter Führung Robert Kennedys betriebenen „schmutzigen Krieg“ gegen Kuba, einschließlich Attentatsversuche gegen Castro?

Wenn es auch nur einen starken Verdacht in diese Richtung gab, musste Johnson handeln. Stand die Sowjetunion hinter dem Mord, musste es zum Krieg kommen. Waren es die Kubaner, war eine Invasion der Insel zum *regime change* und zur Bestrafung der Schul-

¹ Vgl. Christopher Clark, *The Sleepwalkers. How Europe Went to War in 1914*, London 2012, S. 12ff.

digen unausweichlich. Castros sowjetische Verbündete wiederum würden kaum untätig zusehen können, wie ihr karibischer Klient von den *Yanquis* abserviert wird, ohne innerhalb des kommunistischen Blocks einen totalen Gesichts- und Autoritätsverlust zu erleiden. Auch unter diesen Umständen also würde es höchstwahrscheinlich zum Krieg zwischen den Supermächten kommen.

Und was der bedeutete, hatte Kennedy anlässlich der Berlin-Krise von 1961, die durch den Mauerbau beendet wurde, ausrechnen lassen: Der von den Militärs schon unter der Vorgängerregierung aufgestellte Plan „SIOP 62“ sah vor, 3432 Atombomben gegen „militärische und städtisch-industrielle Ziele“ in der Sowjetunion einzusetzen. Nach dieser Planung würden 54 Prozent der sowjetischen Bevölkerung innerhalb der ersten 72 Stunden getötet werden: 100 Millionen Menschen. Die Militärs rechneten mit sowjetischen Gegenschlägen, die zwischen fünf und zehn Millionen Amerikaner töten würden. In diese Berechnungen waren die unzähligen Verwundeten gar nicht erst eingegangen, von den Toten durch atomare Kampfhandlungen in Mittel- und Westeuropa, den Folgen der enormen Mengen freigesetzter Radioaktivität und des Zusammenbruchs von Landwirtschaft, Industrie, Handel und Verkehr ganz zu schweigen. Der „atomare Holocaust“, wie er damals genannt wurde, hätte mit Sicherheit das Ende der europäischen Zivilisation, vielleicht sogar der Menschheit bedeutet.¹² Mit anderen Worten: Hätte der Mord an John F. Kennedy eine dem Attentat an Franz Ferdinand vergleichbare welthistorische Bedeutung gehabt, wären wir heute vermutlich nicht da, um darüber zu spekulieren.

John F. Kennedy als popkulturelle Ikone

Stattdessen umweht John F. Kennedy fünfzig Jahre nach seinem Tod die fast schon unwirkliche Aura der jung verstorbenen Stars seiner Epoche: James Dean, Marilyn Monroe, Buddy Holly. Kennedy und seine Frau Jacqueline – „Jack und Jackie“ – sind längst der Tagespolitik, ja auch der Historie entrückt und zu Stilikonen geworden. Dazu gehört, so zynisch es klingt, der frühe Tod. James Dean

wird nie altern. Hätte Elvis Presley ein ähnlich früher Tod ereilt, wäre er nie zur Karikatur seiner selbst geworden. Jack Kennedy bleibt der strahlende Held, der an jenem sonnigen Herbsttag in Dallas aus dem Hinterhalt ermordet wurde. Er bleibt die Verkörperung der Frage: „Was wäre gewesen, wenn?“

Die Aura des Unwirklichen wird dadurch verstärkt, dass die Umstände, die Kennedys Weltsicht und Politik formten, heute wie fernste Vergangenheit wirken. In gewisser Weise ist uns der Erste Weltkrieg gegenwärtiger als der Kalte Krieg, der in Kennedys Amtszeit mit dem Bau der Mauer in Berlin und der Raketenkrise um Kuba seine extremsten Zuspitzungen erreichte. Dass der Kalte Krieg glücklich mit einem Sieg des Westens endete, ohne dass ein Schuss gefeuert wurde, dass sich der Spuk des Kommunismus fast über Nacht in nichts auflöste, lässt die ganze Epoche im Nachhinein – zumindest im Westen – wie einen bösen Traum wirken. Jene Jahre der ständigen Angst und gelegentlichen Hysterie im Schatten atomarer Vernichtung erscheinen selbst den Menschen, die sie durchlebten, kaum noch wirklich. Wer heute eine Biografie Kennedys schreiben will, bemerkt, dass er Begriffe erst erklären muss, die noch vor 25 Jahren jedem Leser geläufig waren: Sowjetunion, KPdSU, Warschauer Pakt, Osten und Westen, atomarer Wettlauf, deutsche Teilung.

Auch die Gesellschaften des Westens haben sich verändert. Zwischen Kennedy und uns liegt die soziale und kulturelle Revolution der 1960er Jahre. Das Apartheidsystem, das zu Kennedys Lebzeiten die Südstaaten der USA prägte, ist ebenso überwunden wie der europäische Kolonialismus. (Als Kennedy gewählt wurde, war etwa Algerien noch – als französisches Departement – Teil der EWG, der Vorläuferorganisation der Europäischen Union!) Europa ist multikulturell geworden; der Präsident der USA ist ein Afroamerikaner. Nicht einmal Martin Luther King hat es gewagt, davon zu träumen.

JFK: Der „am meisten überschätzte“ Präsident?

Wie viel John F. Kennedy zum Erfolg und zur Reform der kapitalistischen Demokratie beigetragen hat, bleibt umstritten. Noch vor Ende des Kalten Krieges erklärten Histori-

¹² Vgl. Alan Posener, John F. Kennedy. Biographie, Reinbek 2013, S. 124.

ker und Journalisten in einer Umfrage Kennedy zur „am meisten überschätzten Gestalt der amerikanischen Geschichte“. Seine Präsidentschaft dauerte kaum mehr als tausend Tage. In den Medien tauchen immer wieder Enthüllungen über seine Affären auf. Die Freigabe seiner Krankenakten offenbart einen Mann, der die Öffentlichkeit über die Schwere seiner Leiden und über seine bedenkliche Medikamentenabhängigkeit getäuscht hat. Und doch gilt Kennedy den Bürgern der USA, wie regelmäßige Meinungsumfragen belegen, bis heute als einer ihrer großen Präsidenten, zusammen mit dem Gründer der Nation George Washington, dem Retter der Nation Abraham Lincoln und dem Reformers der Nation Franklin D. Roosevelt.

Auch dafür mögen Zyniker eher die Umstände seines Todes als die Leistungen seines Lebens verantwortlich machen. Die Ermordung dieses attraktiven und lebenslustigen Mannes durch einen geltungssüchtigen Verlierer wirkte auf die Zeitgenossen wie ein Anschlag auf die Zukunft selbst, gerade weil Kennedy so viele der in ihn gesetzten Hoffnungen nicht – oder vielleicht noch nicht – erfüllt hatte. Vor dem 22. November 1963 liegt, so erscheint es im verklärenden Rückblick, eine goldene Zeit amerikanischer Unschuld, wie sie immer wieder in der Populärkultur beschworen wird. Danach kommen die Rassenunruhen und Studentenproteste, der Krieg in Vietnam und die Watergate-Affäre, die Ermordung der Hoffnungsträger Robert Kennedy und Martin Luther King, die Besetzung des Weißen Hauses durch Paranoiker der Macht wie Lyndon B. Johnson und Richard Nixon.

Hartnäckige Verschwörungstheorien

Dieses Gefühl verlorener Unschuld und betrogener Hoffnung, so unrealistisch sie auch sein mag, nährt bis heute Verschwörungstheorien. Die Meinungsumfragen, die Kennedys Status als großen Präsidenten bestätigen, zeigen auch, dass nur eine verschwindende Minderheit der amerikanischen Bürger an die offizielle Version der Ereignisse vom 22. November 1963 glaubt: nämlich dass der politische Wirrkopf Lee Harvey Oswald allein handelte, als er vom Fenster seines Arbeitsplatzes in einem Schulbuchauslieferungslager drei Schüsse auf den Präsidenten abgab, von denen einer den Schädel John F. Kennedys zerschmetterte.

Dieses Misstrauen der Bürger – und nicht nur einer Minderheit, sondern einer breiten Mehrheit – in die eigene Regierung, dieses Hineinsickern verschwörungstheoretischen Denkens vom *lunatic fringe* in den Mainstream ist etwas Neues in der Geschichte der amerikanischen Demokratie. Diese Entfremdung geht über die notwendige Wachsamkeit gegenüber der Exekutive hinaus. Sie nimmt die Verwerfungen der späten 1960er Jahre vorweg, als ein großer Teil der Jugend dem Staat die Loyalität aufkündigte. Auf dem Höhepunkt der Jugendproteste erhielt mit den Morden an dem „Friedenskandidaten“ Robert Kennedy und an dem Bürgerrechtler Martin Luther King die Vorstellung neue Nahrung, John F. Kennedy sei das erste Opfer einer reaktionären Schattenmacht im Bunde mit „denen da oben“ gewesen – eine Vorstellung, die noch heute hier und da virulent ist. So schreibt etwa der Journalist Mathias Bröckers, der Anschlag auf JFK sei nichts weniger als ein Staatsstreich der Partei des Krieges und der Reaktion gegen den Repräsentanten des Friedens und des Fortschritts gewesen; er habe „zu einer imperialen Politik rein militärischer Machtausübung“ geführt, „die das Gesicht der USA in der Welt bis heute prägt – und die den Mord an dem Präsidenten, der eine solche Zukunft verhindern wollte, noch immer relevant macht“.^f

Dass manche Geisterseher auch den Kennedy-Mord in Verbindung bringen mit jener Ur-Verschwörungstheorie, die durch das europäische Unterbewusstsein spukt, sei nur am Rande bemerkt. So sieht etwa Michael Piper Kennedy als Opfer einer zionistischen Großverschwörung, weil der US-Präsident die atomare Rüstung Israels habe verhindern wollen.^g

Tatsächlich arbeitete die von Kennedys Nachfolger eingesetzte Untersuchungskommission unter Vorsitz des Verfassungsrichters Earl Warren, wie wir inzwischen wissen, von vornherein mit dem Auftrag Johnsons, die Al-leintäterschaft Oswalds zu beweisen. Dass Johnson dabei nicht irgendwelche dunklen Mächte in den USA (oder gar, wie etwa Brö-

^f Mathias Bröckers, JFK. Staatsstreich in Amerika, Frankfurt/M. 2013, S. 11 f.

^g Michael Collins Piper, Final Judgement. The Missing Link in the JFK Assassination Conspiracy, Washington, DC 2004.

ckers bis heute unterstellt, die von ihm selbst gedungenen Mörder) schützen, sondern vor allem im Interesse des Friedens Gerüchte über eine Beteiligung der UdSSR oder Kubas zum Schweigen bringen wollte, fällt bei der Betrachtung häufig unter den Tisch, zumal inzwischen aktenkundig ist, dass die Bundespolizei FBI und der Auslandsgeheimdienst CIA Informationen vorenthielten. Ebenso wird häufig die Tatsache ignoriert, dass es der Kommission mit beachtenswerter Akribie gelang, eine lückenlose Indizienkette herzustellen, die Oswald als Mörder identifiziert und Mittäter ausschließt.

Drei weitere amtliche Untersuchungen mit dem gleichen Ergebnis und das 2007 erschienene, voluminöse Werk des früheren Staatsanwalts Vincent Bugliosi, in dem eine Verschwörungstheorie nach der anderen dekonstruiert wird,¹⁵ haben jenseits der Fachöffentlichkeit der Historiker und Kriminologen, die mit überwältigender Mehrheit den Schlussfolgerungen der Warren-Kommission folgen, wenig bewirkt. Das Vorurteil, Kennedy sei Opfer einer Verschwörung gewesen, die von der Regierung gedeckt wurde, scheint unerschütterlich. Schon deshalb muss man dem Doppelmord von Dallas – dem Mord am Präsidenten und dem Mord an seinem Mörder – eine historische Dimension zuerkennen.

Neue Wertschätzung für Kennedy

Jenseits des kulturellen Phänomens „Dallas“ – man denke an die Dallas-Romane von Don DeLillo, James Ellroy, Stephen King und anderen,¹⁶ an Oliver Stones Film „JFK“ oder an den Song „Sympathy for The Devil“ von den Rolling Stones, in dem Satan höchstpersönlich „die Kennedys“ ermordet hat – haben die Historiker seit der Jahrtausendwende mit einer Neubewertung der Präsidentschaft John F. Kennedys und seines Nachfolgers begonnen, in deren Folge beide besser dastehen und auch die Ereignisse von Dallas in einem anderen Licht erscheinen.

¹⁵ Vgl. Vincent Bugliosi, *Reclaiming History. The Assassination of President John F. Kennedy*, New York 2007.

¹⁶ Vgl. Don DeLillo, *Libra*, New York 1988 (deutsch: *Sieben Sekunden*, Köln 1991, Neuauflage 2003 unter dem Titel *Libra*); James Ellroy, *American Tabloid*, New York 1995 (deutsch: *Ein amerikanischer Thriller*, Hamburg 1996); Stephen King, 11/22/63, New York 2011 (deutsch: *Der Anschlag*, München 2012).

Was Kennedy betrifft, so erfährt seine Zögerlichkeit und Vorsicht bei der Behandlung der Krisen um Berlin 1961 und Kuba 1962 seit dem Ende des Kalten Krieges eine neue Wertschätzung. Beginnen wir mit dem Bau der Mauer in Berlin: Man weiß heute nicht nur, dass die Kennedy-Administration relativ früh die Abriegelung der offenen deutsch-deutschen Grenze in Berlin als Möglichkeit zur Entspannung der Situation in der gefährlichsten Stadt der Welt und darüber hinaus zwischen den Blöcken erkannte. Ebenso ist inzwischen bekannt, dass Kennedy – spätestens beim Wiener Treffen mit seinem sowjetischen Gegenspieler Chruschtschow am 3. und 4. Juni 1961 in Wien – der Gegenseite entsprechende Signale sendete. So wurde Chruschtschow in eine Situation hineinmanövriert, in der zwar mit dem Bau der Mauer das System des Kommunismus kurzfristig stabilisiert wurde, jedoch um den Preis einer offensichtlichen politischen Bankrotterklärung und überdies des Verzichts auf den strategischen Plan, West-Berlin zu neutralisieren und zu annektieren, die Bundesrepublik aus dem westlichen Bündnis herauszubrechen und die Nato zu destabilisieren. Kennedys Beitrag zum Mauerbau und seine anschließende Politik der Deeskalation und der Beruhigung der aufgebrachten bundesrepublikanischen Führung wird in Deutschland verständlicherweise nicht gern als Leistung zitiert, gilt aber als wichtiger Beitrag zur Vermeidung eines Krieges der Supermächte in Europa.

Was Kuba betrifft, wo Chruschtschow in einem Akt fast schon kriminellen Leichtsinns Atomraketen stationieren ließ, so kann man Kennedys Neigung zum Zögern kaum hoch genug einschätzen. Beim Lesen der Beratungsprotokolle der US-Stabschefs bekommt man angesichts der Planungen für „chirurgische Schläge“ gegen die auf der Insel stationierten Atomraketen, gefolgt von einer massiven Invasion Kubas buchstäblich das kalte Grausen. Denn wir wissen inzwischen aus sowjetischen Quellen erstens, dass die Amerikaner nicht alle Raketenabschussbasen kannten, und zweitens, dass die örtlichen russischen Kommandeure befugt waren, nach eigenem Ermessen die ihnen nach einem Angriff verbliebenen Raketen abzufeuern. Hätte Kennedy auf seine Militärs gehört, statt insgeheim mit Hilfe seines Bruders Robert einen Kompromiss mit Chruschtschow auszuhandeln, bei dem die USA als Gegen-

leistung für einen Abzug der sowjetischen Raketen aus Kuba ihrerseits Raketen aus der Türkei abzogen, wäre es vermutlich zur nuklearen Selbstauslöschung der menschlichen Zivilisation gekommen. Die Welt gerettet zu haben, ist keine ganz geringe Leistung.¹⁷

Wäre Kennedy 1964 wiedergewählt worden?

Was die Innenpolitik angeht, so wird John F. Kennedy heute oft in einem Atemzug mit Martin Luther King genannt. Schließlich fand während Kennedys Amtszeit der Marsch auf Washington statt, bei dem King seine berühmteste Rede hielt: „I have a dream ...“ Es stimmt zwar, dass Kennedy die Organisatoren des Marsches anschließend im Weißen Haus empfing; aber es stimmt auch, dass der Marsch in den Augen Kings notwendig war, weil die Regierung zu wenig in Sachen Bürgerrechte unternahm. Ganz sicher hat Kennedy zu Beginn seiner Amtszeit die wichtigste innenpolitische Herausforderung des Jahrzehnts – die Frage gleicher Rechte für die Afroamerikaner in den Südstaaten – nicht erkannt. Das aus durchsichtigen Gründen von Politikern gern zitierte Wort aus Kennedys Rede zum Amtsantritt, die Bürger sollten nicht fragen, was ihr Land für sie tun könne, sondern lieber fragen, was sie für das Land tun könnten, war angesichts der Wirklichkeit staatlich betriebener und gedeckter Diskriminierung und Einschüchterung für Amerikas schwarze Bürger ein Schlag ins Gesicht. Als sich Kennedy nach Rassenunruhen in Alabama, Mississippi und anderswo und angesichts der wachsenden moralischen und politischen Bedeutung Martin Luther Kings 1963 schließlich zu einer Fernsehansprache zugunsten der Bürgerrechte und zum Entwurf eines umfassenden Bürgerrechtsgesetzes durchrang, blieb es bei den schönen Phrasen seiner in der Tat bewegenden TV-Rede. Das Gesetz aber blieb dank der Sperrminorität der Südstaatler in seiner eigenen Partei im Kongress stecken, ohne Aussicht auf eine Verabschiedung in Kennedys erster Amtszeit.

Ob ihm aber eine zweite Amtszeit vergönnt gewesen wäre, ist keineswegs sicher. Denn durch seinen Einsatz für die Bürgerrechte hat-

te Kennedy einen entscheidenden Teil seiner Wählerschaft verschreckt: nämlich die weißen Rassisten in den Südstaaten. Entgegen der oft unkritisch wiederholten Legende, Kennedys Vater Joseph habe dank seiner Beziehungen zur Mafia bei der Präsidentenwahl 1960 die entscheidenden Stimmen in und um Chicago und dadurch seinem Sohn das Weiße Haus kaufen können, kamen die für den Sieg ausschlaggebenden Stimmen nicht aus dem Mittleren Westen, sondern aus dem tiefen Süden, besonders aus Texas. Das war der Heimatstaat Lyndon B. Johnsons, und ohne dessen – von allen linken Demokraten mit Entsetzen aufgenommene – Nominierung als Vizepräsident hätte Joseph Kennedy mit allen seinen Millionen nichts ausrichten können. Johnson, den Kennedy zuweilen sarkastisch als „Lyndon ‚Erdrutsch‘ Johnson“ bezeichnete, sicherte den Süden. Denn er hatte sich den Granden der Demokratischen Partei seit Jahrzehnten als einen Mann präsentiert, der für ihre Klienten in Washington arbeitete und der es dabei als Sprecher des Senats verstand, jede Gesetzesinitiative in Sachen Bürgerrechte so abzuändern, dass sie zahn- und wirkungslos blieb. So sah die Rechte ebenso wie die Linke Johnson als Garant für die Passivität der Regierung in Sachen Bürgerrechte. Zu Unrecht, wie sich herausstellen sollte.

Nach Kennedys Fernsehansprache und dem Marsch auf Washington bestand die ernste Gefahr, dass die seit dem Bürgerkrieg ungebrochene Herrschaft der Demokraten in den Südstaaten bei der Wahl 1964 verloren gehen könnte. Denn der Kandidat der Republikaner, Barry Goldwater, der Kennedys Bürgerrechtsgesetzgebung als „Angriff auf die Autonomie der Einzelstaaten“ ablehnte, erntete große Zustimmung im Süden. Das ist übrigens der Grund, weshalb der Präsident im November 1963 zusammen mit Johnson nach Texas fuhr. Er wollte durch eine Demonstration seiner Popularität die demoralisierten Demokraten hinter dem „Ticket“ Kennedy–Johnson einen.

LBJ – Ein verkannter Präsident

Tatsächlich hätte ein Sieg Goldwaters bei der Präsidentschaftswahl 1964 unabsehbare, möglicherweise welthistorische Folgen haben können. Der Senator aus Arizona befürwortete den Einsatz nuklearer Waffen in Vietnam und gegebenenfalls gegen China und hatte einmal

¹⁷ Der neueste Stand der Forschung zu den Krisen um Berlin und Kuba wird referiert in A. Posener (Anm. 2), S. 111–123 und S. 124–131.

scherzhaft gemeint, man sollte eine Atom-bombe „ins Herrenklo des Kremls schmeißen“. Zwar klaffen Worte und Taten bei Politikern oft noch weiter auseinander als bei anderen Menschen. Auch Kennedy war 1960 als Falke gegen den angeblich zu weichen Richard Nixon angetreten und suchte schließlich den Ausgleich mit Chruschtschow. Der spätere Präsident Ronald Reagan, der 1964 zu Goldwaters Anhängern gehörte, neigte gelegentlich zu Scherzen über einen nuklearen Erstschatz gegen die Sowjetunion und schloss dennoch mit Michail Gorbatschow einen umfassenden Abrüstungsvertrag. Im Weißen Haus machen Traumtänzer linker wie rechter Provenienz oft eine steile Lernkurve durch, werden Tauben zu Falken und umgekehrt. Aber dennoch erscheint es durchaus möglich, dass Goldwater zur Abwehr der kommunistischen Offensive in Vietnam nicht Johnsons Kurs einer langsamen, aber massiven Truppensteigerung in Südvietnam in Verbindung mit dem konventionellen Bombardement Nordvietnams verfolgt, sondern die nukleare Option gewählt hätte. Ob sich China und Russland unter diesen Bedingungen aus dem Konflikt herausgehalten hätten, ist fraglich. Goldwaters Wahlslogan lautete: „In your heart, you know he’s right.“ Es fällt schwer, dem Gegenslogan des Johnson-Lagers nicht zuzustimmen: „In your guts, you know he’s nuts.“

Bei der Wahl 1964 gewann Goldwater trotz der Sympathiewelle für Johnson als Vollstrecker des Kennedy-Erbes, die den Rest des Landes ergriff, tatsächlich fünf Staaten des tiefen Südens – aber nicht Texas – und läutete dabei eine Trendwende ein. Bis dahin hatten die Republikaner als Partei des Sklavenbefreiers Abraham Lincoln keine Chance in den ehemaligen Staaten der Konföderation. Seit 1964 dominieren die Republikaner als Partei des Widerstands gegen die Bürgerrechtsgesetzgebung von Kennedy und Johnson den Süden – für die USA ein seismischer Schock von historischen Ausmaßen. Erst in unseren Tagen wird die Herrschaft der Republikaner im Süden durch den politischen Aufstieg der mehrheitlich mit den Demokraten sympathisierenden Hispanics wieder in Frage gestellt.

Johnson gewann tatsächlich in einem Erd-rutsch alle anderen Staaten und dadurch ein Mandat für sein Reformprogramm der *Great Society*, einer Fortsetzung des Roosevelt-schen *New Deal*, für die Bürgerrechte und

für die Fortsetzung der Kennedyschen Aus-gleichspolitik mit der Sowjetunion – von „Entspannung“ konnte man noch nicht spre-chen. Dieser überwältigende Sieg hatte in der Tat historische Ausmaße. Und er ist ohne den 22. November 1963 nicht zu verstehen.

Denn Johnson nutzte den Mord an seinem Vorgänger, um der Nation ins Gewissen zu reden: Amerika schulde es dem gefallenen Helden, seinen Traum einer gerechteren Na-tion zu erfüllen. War bis zum 22. November die Begeisterung, die Kennedys Wahl ausgelöst hatte, einer gewissen Resignation gewichen, so löste der Schock seines „Martyriums“ – in solchen Wendungen sprach Johnson gern – den Reformstau im Kongress und die Apathie in der Bevölkerung. Es zeigte sich überdies, dass der aus kleinen Verhältnissen stammende „LBJ“, der ein politisches Leben lang mit der Südstaaten-Parteimaschine kooperiert hatte, um Karriere zu machen, als Präsident seine Macht nutzte, um Visionen umzusetzen, die weit über das hinausgingen, was dem Pa-trizier John F. Kennedy vorgeschwebt hatte, und die der Meistertaktiker lange für sich be-halten hatte. Wo Kennedy cool, pragmatisch und distanziert war, agierte Johnson mit dem Feuer des Überzeugungspolitikers.

Wenn also die Partei des Krieges, der Mili-tarisierung und der Reaktion Kennedy wirt-lich ermorden ließ, wie es die Verschwö-rungstheoretiker meinen, hat sie genau das Gegenteil von dem erreicht, was sie woll-te. Ohne den 22. November 1963 wäre ent-weder Goldwater gewählt worden oder ein durch den Abfall der Südstaaten erheblich ge-schwächter Kennedy. *Cui bono?*

Vietnam und kein Ende

Ja, aber der Vietnamkrieg! Zu den Legenden um den Mord in Dallas gehört die Behauptung, Kennedy habe den Krieg in Vietnam ab-wickeln wollen, den Johnson stattdessen eskalie-erte, um ihn trotzdem – zusammen mit der Prä-sidentschaft – 1968 zu verlieren. Dies ist jedoch eine Legende, die Robert Kennedy nach sei-ner Saulus-Paulus-Bekehrung vom Falken zur Taube während seiner Präsidentschaftskam-pagne kultivierte, deren Fragwürdigkeit – um es vorsichtig auszudrücken – gerade ihm jedoch klar gewesen sein muss. Er selbst hatte 1962 noch gesagt, die Lösung des Krieges „liegt da-

rin, dass wir ihn gewinnen. Das hat der Präsident denn auch vor. Wir werden ihn gewinnen, und wir werden hier (in Vietnam, *Anm. A.P.*) bleiben, bis wir ihn gewonnen haben.“¹⁸

Südvietnam war für die Kennedy-Brüder nicht nur deshalb wichtig, weil es in ihren Augen für Asien die gleiche Rolle spielte wie West-Berlin für Europa, und weil sie an die sogenannte Domino-Theorie glaubten, der zufolge eine Niederlage Amerikas in Vietnam den Fall von Laos, Kambodscha, Malaysia und Indonesien und die Vorherrschaft Chinas in Asien nach sich ziehen würde, sondern auch, weil es dort als Folge der französischen Kolonialherrschaft und der Flüchtlingsströme aus dem kommunistischen Norden viele Katholiken gab, die die pro-westliche Oberschicht bildeten. Dass ausgerechnet der erste katholische Präsident der USA Millionen vietnamesischer Katholiken einer kommunistischen Diktatur ausliefern würde, war undenkbar, zumal sich der Kongressabgeordnete und Senator John F. Kennedy einen Namen als Kritiker der „Weicheier“ in der Truman-Administration gemacht hatte, die angeblich „China verloren“ und die dortigen Katholiken der Unterdrückung durch Mao Zedong ausgeliefert hätten. Vietnam war überdies, wie es Kennedys Generalstabschef Maxwell Taylor 1963 ausdrückte, „ein funktionierendes Laboratorium, in dem wir den subversiven Aufstand (...) in allen seinen Formen studieren können“.¹⁹

Es gehört zur Tragödie Lyndon B. Johnsons, dass zum Erbe seines Vorgängers nicht nur das Versprechen einer gerechteren Gesellschaft in den USA gehörte, sondern die Behauptung, man habe der Offensive der Kommunisten in der Kuba-Krise Einhalt geboten und werde nun seinerseits daran gehen, den Einfluss Moskaus und Pekings zurückzudrängen. „To Turn the Tide“ – der Gezeiten Lauf ändern – heißt eine Sammlung der außenpolitischen Reden und Aufsätze John F. Kennedys.²⁰ Dieser Titel suggeriert bewusst, dass die USA gegenüber dem Kommunismus in die Offensive gehen würden. „Zukünftige Historiker mögen beim Rückblick auf 1962 dieses Jahr als den Zeitpunkt bezeichnen, da die Gezeiten der interna-

tionalen Politik endlich in Richtung der Welt der Vielfalt und der Freiheit zu fließen begannen“, schrieb Kennedy im Vorwort zu seinen „Public Papers“ 1962. (Interessanterweise erschien „To Turn the Tide“ in Deutschland unter dem Titel „Dämme gegen die Flut“,²¹ was die Kennedysche „Roll Back“-Rhetorik in ihr Gegenteil verkehrt, scheint doch das Wort „Dämme“ vielmehr einer „Containment“-Strategie das Wort zu reden.)

Es sollte auch nicht vergessen werden, dass Johnson die komplette außen- und sicherheitspolitische Mannschaft Kennedys übernahm, vor allem Außenminister Dean Rusk, Sicherheitsberater McGeorge Bundy und Verteidigungsminister Robert McNamara. Keiner aus dieser Riege sagte dem neuen Präsidenten, zur Strategie seines Vorgängers habe der Abzug aus Vietnam gehört. Niemand empfahl ihm eine solche Lösung. Gerade weil Johnson mit seiner *Great Society* und dem „Krieg gegen die Armut“ zurückkehrte zur traditionellen linken Programmatik der Roosevelt-Demokraten, durfte er sich in der Außenpolitik gegenüber den skeptischen Zentristen des Kennedy-Lagers keine Blöße geben, nicht weich erscheinen. Weil er einen „Welfare State“ wollte, musste LBJ auch den „Warfare State“ in Kauf nehmen. Am Widerspruch dieser beiden Ziele zerbrach seine Präsidentschaft. Mit ihr starben die Hoffnungen auf eine Fortsetzung und Vollendung des *New Deal*. Im Herbst des Schicksalsjahres 1968 wurde Richard Nixon im Auftrag der schweigenden Mehrheit Amerikas gewählt, um der idealistischen Innen- und der expansionistischen Außenpolitik der Ära Kennedy-Johnson ein Ende zu machen. Was Nixon denn auch tat.

War also „11/22“ ein Tag, der die Welt veränderte? In gewisser Weise ja. Er hat das Bewusstsein der Amerikaner verändert und damit die revolutionären 1960er Jahre mit vorbereitet. Er hat die Reformpräsidentschaft Lyndon B. Johnsons ermöglicht und die Chancen Barry Goldwaters auf das Weiße Haus zerstört. Vielleicht hat Kennedy mit seinem Tod also zum dritten Mal in drei Jahren – nach der Berlin-Krise 1961 und der Kuba-Krise 1962 – die Welt vor einem Weltkrieg gerettet.

¹⁸ Zit. nach: ebd., S. 137.

¹⁹ Zit. nach: ebd.

²⁰ Vgl. John F. Kennedy, *To Turn the Tide*, New York 1962.

²¹ Vgl. ders., *Dämme gegen die Flut*, Düsseldorf 1962.

28. Juni 1914: Beginn des Ersten Weltkrieges?

Sarajevo und Franz Ferdinand: Untrennbar sind diese beiden Namen mit dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges verbunden; Dokumentarfilme, Hand-

Susanne Brandt

Dr. phil., geb. 1962; Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Neuere Geschichte an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, Historisches Seminar II, Universitätsstraße 1, 40225 Düsseldorf.
susanne.brandt@phil.hhu.de

bücher und Ausstellungen über den Krieg beginnen an diesem Ort und mit dem tödlichen Attentat auf den österreichisch-ungarischen Thronfolger. Wir sehen grobkörnige Fotos, uniformierte Männer in einem offe-

nen Automobil, eine Dame mit einem breitkrempigen Hut und Sonnenschirm, ein Handgemenge und dann: Porträts sehr junger Männer, die ernst in die Kamera blicken, zu weiße Jacken über schmächtigen Schultern tragen.

Der Moment des Attentats ist unter anderem in einer farbigen Zeichnung festgehalten (*Abbildung*): Ein schwarz gekleideter Mann, den Hut tief im Gesicht, aus dem Revolver dringt weißer Qualm, der Erzherzog sinkt sterbend in die Arme seiner Frau, die in Sekunden selbst getroffen sein wird. Schon diese zeitgenössische Tatortzeichnung stellt die Ereignisse verändert dar: Denn Sophie, die Gattin des Erzherzogs, starb als erste, sie fiel verwundet auf den Schoß ihres Mannes, beide saßen im Automobil. Das Bild der den Gatten umfangenden Ehefrau, eines bis in den Tod verbundenen Paares, ist Teil einer unmittelbar einsetzenden Legendenbildung und politischen Instrumentalisierung des Mordes. Beginn an diesem Tag also der Erste Weltkrieg?

Am 28. Juni 1914 besuchte der österreichisch-ungarische Thronfolger Franz Ferdinand mit seiner Frau Sophie, der Herzogin von Hohenburg, Sarajevo, die Hauptstadt der Provinzen Bosnien und Herzegowina. Der Erzherzog hatte zuvor auf Einladung von Ge-

neral Oskar Potiorek, dem Landeschef der beiden Provinzen, zwei Tage an einem Manöver teilgenommen. Die Planungen liefen seit September des Vorjahres, und in der Presse waren bereits Details des Besuchs veröffentlicht worden, denn möglichst viele Zuschauer sollten am Straßenrand dem Konvoi zujubeln. Ziel der Reise war es, das Ansehen des Herrscherhauses aufzupolieren.¹ Seit der Annexion der beiden Provinzen durch Österreich-Ungarn im Jahr 1908 hatte sich das Image der Habsburger verschlechtert; viele in Bosnien lebende Serben träumten von einem unabhängigen, mit Serbien geeinten Staat.² Im Rückblick der Forschung scheint die österreichische Verwaltung durchaus kompetent gewesen zu sein – wenn auch eigene strategische Ziele eine wesentliche Rolle spielten. So wurde zum Beispiel nicht nur in Straßen und Wasserleitungen investiert, sondern auch in den Bau großer Kasernen.³ Aber in der Wahrnehmung der nach einem geeinten und selbstständigen Reich für die Südslawen strebenden Männer und Frauen traten diese Aspekte in den Hintergrund.

Für Franz Ferdinand, seit dem Selbstmord seines Cousins Rudolf 1889 Thronfolger, war die Reise bislang erfreulich verlaufen. Am Vortag hatten er und seine Frau den Bazar in Sarajevo besucht, und die Bürger begegneten ihnen freundlich.⁴ Der 28. Juni war ein besonderes Datum: Für den Erzherzog jährte sich der Tag, an dem er, um Sophie Chotek von Chotkowa und Wognin heiraten zu können, im Jahr 1900 für ihre gemeinsamen Kinder auf die Thronfolge verzichtet hatte. Geheiratet hatten Franz Ferdinand und Sophie wenige Tage später, am

¹ Vgl. die bereits ältere, aber nach wie vor ergiebige Dissertation des Historikers Joachim Remak, Sarajevo. The Story of a Political Murder, New York 1959, S. 29, www.archive.org/details/sarajevothestory010489mbp (17.10.2013). Viele spätere Publikationen beziehen sich mehr oder weniger eindeutig auf Remak, weshalb ich in diesem Artikel Remaks Schilderung der Ereignisse folge. Auch die neueste Forschung stellt seine Ergebnisse nicht infrage: Vgl. etwa Christopher Clark, Die Schlafwandler. Wie Europa in den Krieg zog, München 2013. Diejenigen Autoren – vor allem populärwissenschaftlicher oder journalistischer Texte –, die eine gewisse Sympathie für die bosnische Seite haben (und keine Beteiligung der serbischen Regierung am Attentat erkennen), beziehen sich in der Regel auf den kommunistischen Historiker und engen Vertrauten Titos, Vladimir Dedijer, Die Zeitbombe. Sarajevo 1914, Wien–Frankfurt/M.–Zürich 1967.

² Vgl. J. Remak (Anm. 1), S. 31 f.

³ Vgl. ebd., S. 33.

⁴ Vgl. ebd., S. 103.

1. Juli 1900. Die morganatische Ehe, die nach Ansicht der Biografen in Liebe geschlossen worden war, hatte zu einem tiefen Zerwürfnis mit Kaiser Franz Joseph I. geführt. Das mehr als kühle Verhältnis sollte später die Trauerfeier nach dem Attentat deutlich widerspiegeln.^f

Zudem ist der 28. Juni der Sankt-Veits-Tag (*Vidovdan*) – und damit auch für viele Serben ein spezielles Datum, nämlich ein Tag der nationalen Trauer, des Opfers und der Erinnerung an den Kampf gegen die osmanische Fremdherrschaft. In die zahlreichen Freudenfeuer, die – ursprünglich für den Sankt-Veits-Tag vorbereitet – am Abend entzündet wurden, mischte sich der Jubel über den vermeintlichen Tyrannenmord. Die Wahl des Tages für den Besuch war jedoch Zufall – und damit zugleich Ausdruck einer gewissen Unwissenheit und Ignoranz des Herrscherhauses in Bezug auf die Lage vor Ort.

verletzten gab, entschied Franz Ferdinand, die Fahrt zum Rathaus fortzusetzen.

Nach dem Empfang durch den Bürgermeister änderten der Erzherzog und seine Ehefrau jedoch ihren Plan: Zunächst sollte der verletzte Merizzi im Krankenhaus besucht werden.^f Da die Chauffeure nichts von der Änderung der Route erfahren hatten, nahmen die Wagen zunächst die ursprüngliche Route wieder auf – und wurden von Potiorek zurückgerufen. Während die Fahrer rangierten, kam der Wagen, in dem Franz Ferdinand, seine Frau und General Potiorek saßen, direkt vor Gavrilo Princip, einem weiteren Attentäter, zum Stehen.^g Harrach, der einen weiteren Anschlag befürchtet hatte, stand auf dem Trittbrett, um den Thronfolger zu schützen. Doch er stand auf der dem Attentäter entfernten Seite des Automobils. Princip trat einen Schritt vor und tötete mit zwei Schüssen Sophie und Franz Ferdinand.

Die tödlichen Schüsse

Das Attentat beschäftigt die Menschen bis heute auch deshalb, weil es zu einer fast unglaublichen Aneinanderreihung von Missgeschicken und Zufällen kam. Sieben unmittelbare Attentatshelfer waren in Sarajevo: Sechs hatten sich entlang der vorgesehenen Route postiert, der siebte, Danilo Ilić, hielt den Kontakt zwischen den sechs jungen Männern aufrecht. Alle waren mit Pistolen oder Bomben bewaffnet – und mit Gift, um sich nach dem erfolgreichen Attentat das Leben zu nehmen.

Was dann geschah, kann sehr knapp erzählt werden: Die ersten beiden Mitglieder des Kommandos hatten entweder nicht den Mut, Skrupel oder nicht die Gelegenheit, den Mord zu begehen. Der dritte, Nedeljko Čabrinović, zündete eine kleine Bombe und warf sie in Richtung des Automobils, in dem Franz Ferdinand, Sophie, General Potiorek und Franz Graf von Harrach saßen. Harrach war der Besitzer des schmucken Doppelphaetons, der heute in Wien im Heeresgeschichtlichen Museum ausgestellt wird. Die Bombe prallte ab und explodierte unter dem nachfolgenden Fahrzeug. Neben einigen Passanten wurde auch Oberst Erik von Merizzi, Potioreks Adjutant, leicht verletzt. Nachdem er sich überzeugt hatte, dass es keine Schwer-

Die Ermittlungen

Der Attentäter wurde rasch überwältigt und von empörten Umstehenden zusammengeschlagen – das Zyankali konnte er zwar noch schlucken, doch wie bei Čabrinović trat die tödliche Wirkung nicht ein.^h Beide wurden verhaftet, genauso wie innerhalb weniger Tage die übrigen Mitverschwörer. Bereits am Attentatstag selbst begannen unter dem österreichischen Untersuchungsrichter Leo Pfeffer die Verhöre.

Autoren älterer wie neuerer Publikationen zum Thema stimmen darin überein, dass es den Attentätern gelang, die Rekonstruktion der Hintergründe zu verschleiern.ⁱ Eher durch Zufall erreichten die Ermittler einen Durchbruch: Nachdem Danilo Ilić am 1. Juli – im Rahmen der Befragung aller Zeugen – gefasst worden war, schlug er einen Handel vor und gab wertvolle Hinweise preis. Während Princip und Čabrinović bis zum Prozessende versuchten, als Einzeltäter zu erscheinen, tauchten immer mehr Indizien auf, die auf eine Beteiligung des serbischen Geheimdienstes und der ihm eng verbundenen Geheimorganisation „Schwarze Hand“ hinwiesen.

^f Vgl. ebd., S. 158 ff.

^f Vgl. ebd., S. 132.

^g Vgl. ebd., S. 136.

^h Vgl. ebd., S. 139.

ⁱ Vgl. ebd., S. 183 ff.; C. Clark (Anm. 1), S. 493.



Quelle: picture-alliance/maxppp

Die „Schwarze Hand“ war im Mai 1911 gegründet worden und bildete Guerillakämpfer und Saboteure aus – mit dem Ziel, auf gewaltsamem Wege ein Groß-Serbien zu erschaffen.¹⁰ Zwar war die enge Verbindung zur Regierung (unter Premierminister Nikola Pašić) zerbrochen, aber dennoch blieb Letztere sehr gut darüber informiert, was in der Geheimorganisation vor sich ging.¹¹ Die Beteiligung von Geheimorganisationen, unter ihnen auch Mlada Bosna („Junges Bosnien“), als deren Mitglied Gavrilo Princip gilt, erschwert die Forschung bis heute. Denn zum Wesen einer geheim operierenden Gruppe gehört es, möglichst keine schriftlichen Dokumente zu hinterlassen. Und wo klare Beweise fehlen, können Vermutungen und Legenden blühen.

Für die österreichische Regierung schien es eine ausgemachte Sache, dass hinter dem Attentat die Regierung in Belgrad stand. Daraus leitete sich das Ultimatum ab, das am 23. Juli, also knapp vier Wochen später, an Serbien übergeben wurde und das den Mechanismus von Mobilmachungen und Kriegserklärungen in Gang setzte. Die serbische Regierung entsprach in zwei Punkten den Forderungen Österreich-Ungarns nicht, weil sie die Souveränität Serbiens dadurch eingeschränkt sah: Eine Beteiligung österreichisch-ungarischer Regierungsstellen an der gerichtlichen Untersuchung wurde ebenso abgelehnt wie eine Beteiligung an der Verfolgung der „subversiven Bewegungen“, die gegen die Habsburgermonarchie kämpften.¹²

Der tatsächliche Einfluss der serbischen Regierung bei der Planung des Mordes ist bis heute nicht eindeutig geklärt. In dem Standardwerk, der Enzyklopädie Erster Weltkrieg, heißt es, dass ein Engagement des serbischen Geheimdienstes unter Leitung von Oberst Dragutin Dimitrijević als sicher gelten kann, eine *direkte* Beteiligung der Regierung jedoch nicht nachzuweisen ist.¹³ Einige Autoren sind der festen Überzeugung, dass die Attentäter ohne Einfluss aus Belgrad agierten, dass es quasi eine „lokale Angelegenheit“ gewesen

sei. Andere argumentieren dagegen, dass es genau die Absicht des Geheimdienstchefs und der Regierung gewesen sei, ihre Beteiligung zu verschleiern.¹⁴

Die Attentäter

Wer waren die jungen Männer, die vom serbischen Geheimdienst rekrutiert worden waren? Die drei Kernmitglieder der Attentätergruppe, Gavrilo Princip, Nedeljko Čabrinović und Trifko Grabež, waren zum Zeitpunkt ihrer Anwerbung alle 19 Jahre alt, kamen aus ärmlichen Verhältnissen und hatten zahlreiche Publikationen von sozialistischen, anarchistischen und nationalistischen Autoren rezipiert.¹⁵ Grabež und Princip waren zudem Mitglieder der „Schwarzen Hand“.¹⁶ Sie waren schwärmerische junge Männer und verehrten in der serbischen Propaganda zu Helden stilisierte Attentäter wie Bogdan Žerajić (der 1910 ein erfolgloses Attentat auf den österreichischen Gouverneur in Bosnien und Herzegowina, General Marijan Varešanin, verübte und danach Selbstmord begangen hatte).¹⁷ Ihre Liebe und Loyalität galt Serbien, obwohl sie offiziell Bürger von Österreich-Ungarn waren.¹⁸ Partnerinnen scheint es in ihrem Leben nicht gegeben zu haben, stattdessen Konflikte mit Eltern, Lehrern und Vorgesetzten. Sie waren früh auf sich alleine gestellt, Princip hatte schon sehr jung sein Elternhaus verlassen, um in Sarajevo und Tuzla zur Schule zu gehen. In Belgrad, wo sich Princip nach 1912 aufhielt, trafen sie sich in Kaffeehäusern, in denen nach den Balkankriegen ehemalige Kämpfer mit ihren Abenteuern prahlten und die Jugendlichen beeindruckten.¹⁹ Sie boten ihnen Vaterfiguren und Vorbilder. Der Agent der Geheimorganisation, Voja Tankosić, hatte mehr als leichtes Spiel, die Jungen anzuwerben für einen Kampf gegen den vermeintlichen Urheber aller ihrer Sorgen. Princip war ein kleiner, schmaler und schüchterner junger Mann. Und vermutlich waren Princip, Čabrinović und Grabež bereits vor 1914 an Tuberkulose erkrankt,²⁰ nicht erst

¹⁰ Vgl. J. Remak (Anm. 1), S. 44 f.

¹¹ Vgl. ebd., S. 49.

¹² Vgl. Sönke Neitzel, *Weltkrieg und Revolution 1914–1918/19*, Berlin 2008, S. 21.

¹³ Vgl. Markus Pöhlmann, Eintrag „Sarajevo“, in: Gerhard Hirschfeld/Gerd Krumeich/Irina Renz (Hrsg.), *Enzyklopädie Erster Weltkrieg*, Paderborn 2003, S. 813 f.

¹⁴ Vgl. J. Remak (Anm. 1), S. 95; C. Clark (Anm. 1), S. 497.

¹⁵ Vgl. J. Remak (Anm. 1), S. 59.

¹⁶ Vgl. ebd., S. 60 und S. 86.

¹⁷ Vgl. ebd., S. 36.

¹⁸ Vgl. ebd., S. 64.

¹⁹ Vgl. ebd., S. 59 ff.

²⁰ Vgl. ebd., S. 64.

infolge dramatisch schlechter Haftbedingungen nach dem Attentat, wie es in vielen Artikeln und Internetquellen dargestellt wird.²¹

Die Autoren, die den serbischen Geheimdienst – und vor allem Dimitrijević – für die treibende Kraft im Hintergrund halten, mutmaßen, dass Franz Ferdinand nicht nur als Repräsentant einer Besatzungsmacht ins Visier geraten war: „Die Auswahl des Erzherzogs steht somit exemplarisch für ein immer wiederkehrendes Motiv in der Logik terroristischer Bewegung, nämlich dass Reformer und Gemäßigte stärker zu fürchten sind als direkte Gegner und Hardliner.“²² Wollten der serbische Geheimdienst und die Politiker die Pläne Franz Ferdinands, „Vereinigte Staaten von Großösterreich“ zu schaffen, torpedieren? Selbst wenn es reine Spekulation bleibt, ob der Thronfolger als Herrscher dieses Vorhaben weiterverfolgt hätte,²³ die Verschleierungstaktik sowie das Einsetzen unerfahrener Jünglinge, die von dem Netzwerk wenig wussten, können als Indiz gedeutet werden für weiterreichende Motive. Der für die Attentäter mit Gift aus Belgrad geplante Selbstmord war eine Sicherheitsmaßnahme, um die Enthüllung der Hintermänner zu erschweren. Für die Attentäter selbst versprach der Suizid die Erhebung zu Märtyrern.²⁴

Der Prozess, die Urteile und die Folgen

Vom 12. bis 23. Oktober 1914 fand in Sarajevo der Prozess gegen 25 Angeklagte statt. Der Historiker Joachim Remak betont, dass es ein fairer Prozess gewesen sei, der dem geltenden Recht folgte. Nicht nachvollziehbar sei lediglich, dass keine Vertreter der neutralen Presse zugelassen waren.²⁵ Die Zahl der Angeklagten umfasste etliche Helfer, deren Beteiligung am Attentat geklärt werden sollte. Personen, die die Revolver und Bomben beschaffte, die Princip, Čabrinović und Grabež geholfen hatten, Waffen aus Belgrad nach Sarajevo zu schmuggeln, die ihnen für eine Nacht Unterkunft gewährt oder das Paket mit den Revolvern aufbewahrt hatten. Die Anklage lautete

Mord, Beteiligung am Mord (nach geltendem Recht mit gleicher Härte zu ahnden wie Mord)²⁶ und Hochverrat – schließlich waren die Beschuldigten dem Gesetz nach österreichische Staatsangehörige.

Von den 25 Angeklagten wurden am 29. Oktober 16 verurteilt, davon fünf zum Tode wegen Beihilfe zum Mord und/oder Hochverrat. Neun Angeklagte wurden freigesprochen. Princip, Čabrinović und Grabež wurden in allen Anklagepunkten für schuldig befunden, konnten als Unter-20-Jährige aber nicht mit dem Tode bestraft werden, sie erhielten deshalb die maximal mögliche Haftstrafe von 20 Jahren. Princip betonte zwar, älter zu sein, doch aufgrund fehlender Urkunden ging das Gericht zu seinen Gunsten davon aus, dass er jünger sei. Alle drei starben noch vor Kriegsende im Gefängnis. Von den fünf Todesurteilen wurden zwei in einem höherinstanzlichen Verfahren in hohe Haftstrafen umgewandelt. Die Todesstrafen gegen Danilo Ilić, Veljko Čubrilović und Miško Jovanović wurden am 3. Februar 1915 vollstreckt.²⁷

Zum Zeitpunkt der Urteilsverkündung hatten sich die politischen und militärischen Ereignisse jedoch schon längst verselbstständigt. Bereits am Abend des 28. Juni nahmen mehrere Entwicklungen ihren Ausgang in Sarajevo. Die Leichen von Franz Ferdinand und Sophie wurden über Wien nach Artstetten gebracht. In der dortigen Familiengruft wurde der Erzherzog gemäß seinem Wunsch beigesetzt. Die Biografen sind sich einig, dass es ein Begräbnis dritter Klasse war – in der Kapelle der Wiener Hofburg wurde noch einmal deutlich, wie sehr Kaiser Franz Joseph I. die nicht standesgemäße Ehe missbilligt hatte. Sophies Sarg stand eine Stufe niedriger und wurde nur geschmückt vom Kranz der drei Kinder.²⁸ Um den Thronfolger als Menschen weinten nur sehr wenige. Als Repräsentant einer Macht, die von inneren Problemen geschüttelt war und schon lange auf eine Gelegenheit gewartet hatte, mit den Serben abzurechnen, eröffnete sein gewaltsamer Tod die Möglichkeit einer gerechten Vergeltung.

²¹ Vgl. Hans Hautmann, Princip in Theresienstadt, in: Mitteilungen der Alfred Klahr Gesellschaft, 20 (2013) 3, S. 1–9, hier: S. 3 f.

²² C. Clark (Anm. 1), S. 81.

²³ Vgl. J. Remak (Anm. 1), S. 56 und S. 66.

²⁴ Vgl. C. Clark (Anm. 1), S. 86.

²⁵ Vgl. J. Remak (Anm. 1), S. 212 f.

²⁶ Vgl. ebd., S. 211.

²⁷ Vgl. ebd., S. 243–246.

²⁸ Vgl. ebd., S. 169 ff. und S. 177 f.; Lavender Cassels, Der Erzherzog und sein Mörder. Sarajevo, 28. Juni 1914, Wien–Köln–Graz 1988, S. 263.

Das Urteil der Historiker

Die Mehrheit der Historiker sieht in dem Attentat ein Signal, einen Funken, der ein verheerendes Feuer entfachte. Volker Berghahn hat 1997 in der Reihe „20 Tage im 20. Jahrhundert“ den Band über den 28. Juni 1914 verfasst. Von mehr als 300 Seiten entfallen auf die Darstellung des Attentats lediglich zweieinhalb. Deutlicher hätte die These nicht umgesetzt werden können, dass es sich bei dem Anschlag zwar um eine dramatische Szene gehandelt habe, die für den Ausbruch des Ersten Weltkrieges symptomatisch und wichtig gewesen sei,^{P²⁹} aber um die Lawine der Gewalt zu erklären, analysiert Berghahn einen Zeitraum von der Jahrhundertwende bis in die späten 1920er Jahre.

Die Historiker haben ein ganzes Bündel langfristiger Ursachen zusammengetragen, um zu erläutern, warum Europa in den Ersten Weltkrieg zog: Imperialismus, Wettrüsten, Konkurrenz der Großmächte, aber auch innere Probleme, die nach außen abgeleitet werden sollten.^{P³⁰} Einigkeit herrscht darüber, dass das Attentat die Julikrise auslöste. Die österreichisch-ungarische Regierung machte Serbien für den Anschlag verantwortlich. Sie erblickte die Gelegenheit, in einem Krieg den serbischen Nationalismus eindämmen zu können, der in den Provinzen Bosnien und Herzegowina viele Anhänger gefunden hatte. Zugleich sah das Deutsche Reich im Juli 1914 die Chance für einen „Test“ gekommen: War Russland als Bündnispartner verlässlich? Russland war nicht nur die Schutzmacht der Serben (und hatte als solche in der bosnischen Annexionskrise 1908 „versagt“, als es die Besetzung der beiden Provinzen durch Österreich-Ungarn hingenommen hatte), das Zarenreich war auch Bündnispartner von Frankreich und Großbritannien. Würde Russland – so die Hoffnung der deutscher Politiker und Militärs – Serbien nicht unterstützen, könnte die Entente aus

Russland, Frankreich und Großbritannien zerfallen. Auch sahen deutsche Generäle und Politiker den eigenen Rüstungsvorsprung immer geringer werden, sodass ein Krieg besser früher als später geführt werden sollte. Das Deutsche Reich setzte mit hohem Risiko auf die Lokalisierung des Konfliktes – an der besonderen Verantwortung des Deutschen Reiches und Österreich-Ungarns für die Beschleunigung in Richtung Krieg im Juli 1914 besteht kein Zweifel.^{P³¹}

Das weitreichende Ultimatum, das Österreich-Ungarn Serbien überbrachte, wurde zu großen Teilen, aber nicht vollständig erfüllt. Österreich-Ungarn erklärte Serbien den Krieg, am 30. Juli machte Russland mobil, am 1. August das Deutsche Reich. Dessen Einmarsch in das neutrale Belgien am 4. August zog den Kriegseintritt Großbritanniens nach sich. Die tödlichen Schüsse in Sarajevo können somit durchaus als Beginn des Ersten Weltkrieges angesehen werden. Die Ursachen für das europäische Blutbad sind jedoch vielfältig und reichen weit zurück. Das Attentat wurde genutzt, um mit kriegesischen Mitteln innenpolitische und internationale Krisen zu lösen. Für den Erhalt des Frieden setzte sich niemand leidenschaftlich ein. Der Krieg galt vielen Zeitgenossen als unvermeidbar und als legitime Fortführung der Politik. Den blutigen Krieg, der sich entwickelte, hat keine der Großmächte gewollt, das unterstreicht der Historiker Gerd Krumeich.^{P³²}

In seinem neuesten Buch regt der britische Historiker Christopher Clark an, die bisherige Forschungsmeinung auf den Kopf zu stellen und die Perspektive zu wechseln. Zunächst einmal sei Serbien der blinde Fleck in der bisherigen Erforschung der Julikrise.^{P³³} Er beurteilt das Attentat als eine kurzfristige Erschütterung, die in den Krieg führte.^{P³⁴} Ohne diesen Stoß wäre der Krieg im Sommer 1914 vermutlich nicht begonnen worden – und später? Andere Historiker – zum Beispiel Sönke Neitzel – können sich nur ein Verschieben der Katastrophe vorstellen: „Ein glimpflicher Ausgang der Juli-Krise, gleich

^{P²⁹} Vgl. Volker R. Berghahn, *Sarajevo, 28. Juni 1914. Der Untergang des alten Europa*, München 1997, S. 9.

^{P³⁰} Knapp und informativ zum Einstieg: Stig Förster, *Vorgeschichte und Ursachen des Ersten Weltkrieges*, in: Rainer Rother (Hrsg.), *Der Erste Weltkrieg 1914–1918. Ereignis und Erinnerung*, Berlin 2004, S. 34–41; Sönke Neitzel, *Kriegsausbruch. Deutschlands Weg in die Katastrophe 1900–1914*, Zürich 2002. Die Forschung wird ausführlich nachgezeichnet von Annika Mombauer, *The Origins of the First World War: Controversies and Consensus*, London 2002.

^{P³¹} Vgl. Gerd Krumeich, Eintrag „Julikrise“, in: *Enzyklopädie Erster Weltkrieg* (Anm. 13), S. 601 f.; ders., *Julii 1914. Eine Bilanz*, Paderborn 2013 (i. E.).

^{P³²} Vgl. ders., *Julikrise* (Anm. 31).

^{P³³} Vgl. C. Clark (Anm. 1), S. 15.

^{P³⁴} Vgl. ebd., S. 19.

welches Szenario man dabei zugrunde legt, hätte kein Problem gelöst.“^{P5} Clark hingegen beurteilt die Machtverhältnisse in Europa als überaus fließend. So hält er eine Verschlechterung des russisch-französisch-britischen Verhältnisses für wahrscheinlich.^{P6} In einer solchen – offeneren – Situation hätten viele friedenssichernde Initiativen greifen können. Also: kein Attentat, kein Krieg.^{P7}

Die Verklärung

All dies belegt: Die Debatte um die Vorkriegsgeschichte ist auch 100 Jahre später frisch, intensiv und ertragreich. Doch auch die Heldenverehrung ist lebendig, wie der folgende Exkurs zeigt.

Im Heeresgeschichtlichen Museum in Wien widmen sich zwei Räume der Darstellung des Ersten Weltkrieges. Sie sind momentan geschlossen und werden überarbeitet, um rechtzeitig zum 100. Jahrestag des Kriegsbeginns wiedereröffnet zu werden. Weiterhin zugänglich – und ein erkennbarer Publikumsmagnet – ist der Raum, der die unmittelbare Vorkriegsgeschichte behandelt. Im Zentrum des Raumes ist – von Glas umhüllt – die Chaiselongue ausgestellt, auf der Franz Ferdinand starb. Seine blutbefleckte Uniform liegt darüber, die weißen Handschuhe sorgfältig übereinandergelegt. Ein kleiner Papierpfeil am Kragen weist auf das Einschussloch hin. Ein weiteres bemerkenswertes Objekt in diesem Raum ist das Automobil der Marke Graef & Stift, Baujahr 1910, in dem Franz Ferdinand ermordet wurde. Das Automobil wurde von 1914 bis 1944 in der Feldherrenhalle ausgestellt und bei Kriegsende beschädigt. Seit 1957 ist das Fahrzeug an seinem jetzigen Ausstellungsort zu sehen.^{P8}

Dieser Raum ist alles andere als die Visualisierung eines unbedeutenden Ereignisses, im Museum wächst das Attentat zur nationalen Katastrophe. Franz Ferdinand erscheint als Hoffnungsträger: „Nach einigen Jahrzehnten zeigte sich aber auch, (...) dass den

Forderungen der insgesamt elf größeren Nationalitäten der Donaumonarchie nach freier Entfaltung nur dann entsprochen werden konnte, wenn es zu einem abermaligen und radikalen Umbau an der Struktur des Reiches kam. Die Hoffnung, dass dies gelingen könnte, verband sich in erster Linie mit dem Thronfolger Franz Ferdinand.“^{P9} Die in der Forschung intensiv diskutierte Frage nach den Hintermännern in Serbien findet in der musealen Umsetzung keinen Platz – auch nicht im Katalog. Dort heißt es knapp: „Österreich-Ungarn sah die Ermordung Erzherzog Franz Ferdinands und seiner Frau in Sarajevo als alleinige Schuld Serbiens, die mit der Unterwerfung des Balkanstaates gesühnt werden sollte. Die Donaumonarchie stellte ultimative Forderungen. Serbien machte mobil und erhielt die Unterstützung Russlands. Damit wurde aus einem begrenzten Krieg ein Bündniskrieg.“^{P10}

Andere militärhistorische Museen oder Kriegsmuseen haben in den vergangenen Jahren gezeigt, dass auch in knappe Ausstellungsbeschriftungen und Katalogtexte der aktuelle Forschungsstand einfließen kann. Eine kritische Selbstreflexion findet im Wiener Museum nicht statt: „Von 1908 an wurde Österreich-Ungarn jedoch immer stärker in die Auseinandersetzungen auf dem Balkan hineingezogen.“^{P11} So kann man es auch formulieren.

Die Stilisierung des Thronfolgers – und angedeutet auch Österreich-Ungarns – als Opfer zieht auch andere Heldenverehrer an. Zielstrebig suchen junge Besucher in Wien den Sarajevo-Raum auf. Die Heroisierung des Opfers strahlt ab auf die Täter. Ihre Fotos, Revolver und die Bomben erhalten einen ebensolchen Fetischcharakter wie die blutige Uniform Franz Ferdinands. Doch unreflektierte Heldenverehrung und politische Vereinnahmung des Attentats braucht 100 Jahre nach dem Kriegsbeginn niemand mehr.

^{P5} S. Neitzel (Anm. 12), S. 24.

^{P6} Vgl. C. Clark (Anm. 1), S. 712f.

^{P7} Vgl. ebd., S. 710.

^{P8} Vgl. Manfred Rauchensteiner et al., Das Heeresgeschichtliche Museum in Wien, Graz-Wien 2000, S. 63.

^{P9} Heeresgeschichtliches Museum Wien, Saalzettels „Franz Joseph-Saal und Sarajewo (1867–1914). Der historische Hintergrund“, o.J., www.hgm.or.at/fileadmin/Saalzettel/de/Saalzettel_Franz_Joseph_deutsch.pdf (17.10.2013).

^{P10} M. Rauchensteiner et al. (Anm. 38), S. 64.

^{P11} Heeresgeschichtliches Museum Wien (Anm. 39).

Macht der Bilder – Attentate als Medienereignis

Ästhetik und Empathie

Es gibt kaum Bilder, die so nachhaltig im kollektiven Bildgedächtnis verhaftet bleiben wie Aufnahmen von Attentaten. Unver-

Charlotte Klonk

Ph. D., geb. 1965; Professorin für Kunst und neue Medien am Institut für Kunst- und Bildgeschichte der Humboldt-Universität zu Berlin, Unter den Linden 6, 10099 Berlin.
charlotte.klonk@culture.hu-berlin.de

gessen sind in weiten Kreisen der Weltbevölkerung immer noch die Bilder des World Trade Centers in New York vom Morgen des 11. September 2001.¹ Am darauffolgenden Tag erschien auf vielen Titelseiten die gleiche Ansicht – ein Bild des Fotografen Spencer Platt. In blühenden Farbkontrasten sah man, wie sich eine schwarze Rauchwolke von einem der Türme in den Himmel zog, während aus dem oberen Drittel des anderen ein orange-farbener Feuerball quoll (*Abbildung 1*). In Erinnerung ist häufig auch noch ein weiteres Bild: Das Foto eines sich in Todesangst aus dem Hochhaus stürzenden Mannes, das Richard Drew am Tag des Anschlags bei der Bildagentur Associated Press einlieferte. In Deutschland brachte es unter anderem die „Süddeutsche Zeitung“ und in Nordamerika die „New York Times“. Auch dieses Foto gehört mittlerweile zu den ikonischen Bildern, die man im Kopf hat, wenn man an das Attentat des islamistischen Netzwerks al-Qaida auf die *Twin Towers* denkt.

Ähnlich selektiv ist auch die Erinnerung an die Bilder vom Anschlag auf das israelische Sportlerteam während der Olympischen Spiele in München im Jahr 1972. Von den vielen Aufnahmen, die damals um die Welt gingen, ist meistens nur noch eine im Gedächtnis: das Bild, das der deutsche Associated-Press-Fotograf Kurt Strumpf von einem Attentäter aufnahm, der sich während der Geiselnahme stark verummumt auf dem Balkon des israelischen Quar-

tiers zeigte (*Abbildung 2*). Abgedruckt wurde es damals auf den Titelseiten und im Innenteil vieler nationaler und internationaler Zeitungen und Zeitschriften, unter anderem vom „Herald Tribune“, der „Zeit“ und dem „Spiegel“.²

Diese Bilder haben eine Gemeinsamkeit, die auch erklärt, warum Bildredakteure und -redakteurinnen sie besonders häufig ausgewählt haben und wir uns an sie so gut erinnern. Sie sind, formalästhetisch betrachtet, von äußerster Perfektion. Auf dem Bild von Spencer Platt sieht man ein glühendes Feuerwerk hoch oben am Himmel und bei strahlendem Sonnenschein. Noch stehen die Türme erhaben über der Stadt, und noch ist vom dramatischen Einsturz kurze Zeit später nichts zu erkennen. Die Gebäude und Straßen darunter liegen weitgehend außerhalb der Darstellung, sodass ein fast abstraktes Form- und Farbenbild um die Welt ging.

Auch auf Richard Drews Fotografie (die hier bewusst nicht gezeigt wird) erscheint der fallende Mann so mittig im Bild zwischen den Flächen der beiden Hochhaustürme, dass eine geradezu unheimliche Ausgewogenheit entsteht. Unterstützt wird dieser Eindruck durch die Stelle, an der der Stürzende erscheint. Er ist zu sehen an der unteren Kante des oberen Bilddrittels, die den sogenannten goldenen Schnitt markiert – ein Teilungsverhältnis der Fläche von ungefähr 2:3, das schon seit der Antike als besonders harmonisch gilt. Noch sind seine Arme am Körper anliegend. Nur sein linkes Bein ist vom Sprung in die Tiefe angewinkelt, sodass die menschliche Gestalt geradezu mit einer tänzerischen Leichtigkeit erscheint. Lediglich die horizontalen Architekturunterteilungen deuten den Fall an, indem sie sich zu einer nach rechts unten abfallenden Linie verbinden. Doch da kein Endpunkt in Sicht ist, verlaufen sie ins Unbestimmte. Farblich ist das Bild zweigeteilt. Die vertikalen Bänder des linken Hochhauses erscheinen wesentlich dunkler als die des rech-

¹ Die Bildberichterstattung zum Anschlag vom 11. September 2001 ist mittlerweile gut erforscht. Vgl. einführend hierzu Gerhard Paul, *Bilder des Krieges. Krieg der Bilder*, München 2004, S. 433–485.

² Vgl. Klaus Forster/Thomas Knieper, *Das Blutbad von München*, in: Gerhard Paul (Hrsg.), *Das Jahrhundert der Bilder*, Bd. 2, Bonn 2008, S. 434–441.

ten, sodass der Eindruck entsteht, der Mann befinde sich in einer Schwarz-Weiß-Situation. Es ist eine bildliche Analogie dessen, was er tatsächlich empfunden haben muss, als er zum Sprung ansetzte, in der Hoffnung, dass er dadurch dem infernalischen Tod entkommen könnte. Tiefensog und beruhigende Ausgewogenheit stehen hier in einer auffallenden Spannung miteinander. Noch ist, was folgen wird, nur zu denken. Im Foto ist ein Moment der abgrundtiefen Angst und der aussichtslosen Hoffnung für alle Ewigkeit festgehalten. Damit entstand ein Bild, das noch heute das damalige Drama existenzieller Not mit ikonischer Präsenz vor Augen führt.

Eine ähnliche Verdichtung der bedrohlichen Situation gelang auch Kurt Strumpf, als er 1972 einen mit Maske getarnten Attentäter auf dem Betonbalkon des israelischen Quartiers im Olympiadorf ablichtete. Die Verhüllung und sein Grau-in-Grau lassen den Mann bedrohlich und geisterhaft erscheinen, aufgenommen zu einem Zeitpunkt, an dem das tragische und tödliche Ende der Geiselnahme noch nicht abzusehen war. Im Querformat der Fotografie erscheint der Unbekannte im Moment, da er sich vorbeugt. Gleichzeitig ist er so zentral im Bild positioniert, dass von Bewegung kaum etwas zu spüren ist. Er ist perfekt gerahmt von den sichtbaren Architekturteilen, doch auch ihre Linien verlaufen ins Unbestimmte und in ganz entgegengesetzten Richtungen. Ähnlich wie später das Bild des in Flammen stehenden World Trade Centers und das des fallenden Mannes ist die Erinnerung an die Angst und Verwirrung der Stunde auch in dieser Darstellung mit einer sinnlichen Prägnanz festgehalten, die man nicht so schnell vergisst.

Es gibt viele Aufnahmen von den brennenden *Twin Towers*. Bei weitem die Mehrheit zeigt sie nicht in jenem glühenden Farbkontrast, den wir heute noch vor Augen haben, wenn wir an das Ereignis denken. Auch Richard Drews Fotografie des fallenden Manns war nicht die einzige dieser Art, die an Bildagenturen versandt wurde. Keines der anderen Fotos vermochte sich jedoch in gleicher Weise im Bildgedächtnis zu verankern – und das, obwohl dieses Bild nach einem Aufschrei in der Bevölkerung bis heute in der nordamerikanischen Öffentlichkeit weitgehend nicht gezeigt wird. Auch den Vermummten auf dem Balkon im Olympiadorf in München ha-

Abbildung 1: Titelseite vom 12. September 2001



Quelle: The Daily Telegraph, Foto: Spencer Platt

ben viele der zu diesem Zeitpunkt scharenweise versammelten Pressefotografen aufgenommen. Doch kein anderes Foto zeigt ihn so mittig und zentriert vor einer sich so unbestimmt nach den Seiten öffnenden Architektur und im Moment, da er sich vorbeugt, sodass sie nicht die gleiche ikonische Präsenz entwickelt haben. Aus diesem Grund ist es auch nicht verwunderlich, dass von den vielen Bildern, die den Bildredakteuren der Zeitungen am Tag der Ereignisse und danach zur Verfügung standen, jene drei besonders häufig abgedruckt und gezeigt wurden, und es ist auch nicht erstaunlich, dass genau diese drei Ikonen noch heute tief im Bildgedächtnis verankert sind.

Den genannten Fotografen ist gelungen, was nur wenigen gelingt: Sie bringen etwas Unvorstellbares in verdichteter Form in der

Abbildung 2: München, 5. September 1972



Quelle: picture-alliance/AP, Foto: Kurt Strumpf

sinnlichen Erfahrungswelt der Menschen zur Anschauung. Allerdings ist hier, wie der Konflikt um das Bild des fallenden Mannes in Nordamerika gezeigt hat, der zeitliche Abstand eine wichtige Voraussetzung für die Möglichkeit der Kontemplation. Erst im Nachhinein entsteht jene Distanz, die notwendig ist, damit sich überhaupt ein Denkraum öffnen kann. Im Moment eines Anschlags ist das nicht der Fall. Wie auch immer ikonisch gefasst ihre Bildkraft ist, zum Zeitpunkt einer Tat wirken alle Bilder, die davon handeln, ganz direkt und überwältigend auf ihre Betrachter. Egal ob man zum Sympathisantenkreis der Attentäter gehört oder ihr potenzielles Opfer sein könnte, Bilder von Anschlägen lassen niemanden unberührt und verlangen nach empathischer Identifikation mit dem Dargestellten, sodass kritische Distanz in diesem Augenblick unmöglich wird.

Damit stellen diese Bilder während und kurz nach Gewalttaten ihre Betrachter vor besondere Herausforderungen. Auf der einen Seite transportieren sie für die Gesellschaft wichtige Informationen zu dramati-

schen Ereignissen, auf der anderen sind sie zugleich die effektivsten Erfüllungsgehilfen der Attentäter. Je mächtiger die mediale Bildproduktion, desto stärker ist die Wirkmacht eines Terrorakts. Die Bilder sind hier keine bloßen Dokumentationen eines primären Ereignisses, sondern haben selbst die Fähigkeit, zu treffen. Indem sie ganz direkt körperliche Empfindungen von Angst, Schrecken, Schock oder gar Freude auslösen, werden im Moment des Anblicks auch ihre Betrachter zu Opfern – oder eben zu triumphalen Tätern. Selbst für Unversehrte, die nicht jubilieren, sondern sich empathisch mit dem dargestellten Leid identifizieren, stellt sich schnell das sublime Gefühl der Angstlust ein – vor allem bei jenen Bildern, die in ihrer formalästhetischen Perfektion Schönheit empfinden und Abgrundangst, Todesfurcht und Sicherheitsbewusstsein zu einer Einheit verschmelzen. Ihre Ausgewogenheit und Harmonie zeugen von Stillstand und heben dadurch die Wahrnehmung akuter Bedrohung auf, die ihr Gegenstand jedoch vermittelt. Für die Bildermaschinerie des Terrors ist diese angstvolle Schaulust zentral. Durch die Bilder werden Ereignisse potenziert und weitere Bildakte

produziert,¹ die wiederum Taten und Fakten schaffen, bei denen, und das ist hier das Entscheidende, Menschen ums Leben kommen können. „In diesem Sinne“, so fasst der deutsche Politologe Herfried Münkler zusammen, „stellt der Terrorismus eine Form der Kriegführung dar, in welcher der Kampf mit Waffen als Antriebsrad für den eigentlichen Kampf mit Bildern fungiert.“²

Gibt es, so muss man sich angesichts dieser Situation fragen, ein richtiges, ein angemessenes Verhalten als Betrachter? Gibt es eine Eigenverantwortung im Umgang mit diesen Bildern im Moment einer Tat? Um diese Frage beantworten zu können, ist es notwendig, die Dynamik von Bild und Gegenbild zu verstehen, mit der die Medien seit Beginn des modernen Terrors über Attentate berichtet haben.

Bildmuster

Attentate, also politisch motivierte Gewalttaten von Einzeltätern oder Kleingruppen, sind keine Erfindung der Neuzeit. Tyrannenmorde zum Beispiel sind seit der Antike überliefert. Doch erst mit dem Aufkommen der illustrierten Massenpresse im 19. Jahrhundert wurde die breite Öffentlichkeit zu einem von vornherein einkalkulierten Adressaten der Tat.³ Die erste Gruppe, die in diesem Sinn bewusst auf die verstärkende Wirkung der Medien setzte, waren die international agierenden Anarchisten am Ende des 19. Jahrhunderts. Als es am 13. März 1881 der russischen Gruppe der Bewegung *Narodnaya Volya* („Der Volkswille“), gelang, den Zaren Alexander II. zu ermorden, berichtete die internationale Presse ausgiebig und breit über das Ereignis, und in den illustrierten Blättern der Zeit erschienen detaillierte Bildstrecken, die das Attentat mit Hilfe von Augenzeugenberichten rekonstruierten.

¹ „Bildakte“ bezeichnen das Potenzial von Bildern, nicht nur Empfindungen hervorzurufen, sondern auch Handlungen zu provozieren. Vgl. Horst Bredekamp, *Theorie des Bildakts*, Frankfurt/M. 2010.

² Herfried Münkler, *Die neuen Kriege*, Reinbek 2002, S. 197.

³ Nicht jeder moderne Terrorakt ist jedoch auf Medienwirksamkeit hin konzipiert. Vgl. Matthias Dahlke, *Demokratischer Staat und transnationaler Terrorismus*, München 2011, S. 28 ff.

Aus London, Leipzig und Paris wurden Künstler nach Sankt Petersburg geschickt, die in der Folgezeit eine Vorstellung von dem Anschlag und seinem Nachleben aufzeichneten und deren Darstellungen anschließend von Graveuren in Stiche übersetzt wurden. Ein Muster etablierte sich in der Bildberichterstattung, das von nun an mehr oder weniger gleich bleiben sollte: Zunächst brachten die Zeitungen dramatische Visualisierungen der Tat (*Abbildung 3*), dann Bilder der trauernden Bevölkerung (*Abbildung 4*) und schließlich Darstellungen der gefassten Täter. Die Serie endete in der Regel mit Bildern von der öffentlichen Hinrichtung der Verurteilten (*Abbildung 5*).

Besonders spektakulär gestaltete sich die Medienberichterstattung im darauffolgenden Jahrzehnt, als in Paris und Barcelona erstmals einzelne Anarchisten Bombenattentate verübten, bei denen Menschen aus der Bevölkerung ums Leben kamen. Es ist ein Merkmal des modernen Terrorismus, dass seine Kampagnen auf Dauer angelegt sind und nicht mehr allein politische Amtsinhaber zum Opfer haben.⁴

Seit dem Ende des 19. Jahrhunderts ist es häufig sogar erklärtes Ziel der Attentäter, die Bevölkerung in Angst und Schrecken zu versetzen, sodass der Staat indirekt zum politischen Einlenken gezwungen wird. Die Anschläge von Untergruppen der Anarchisten am Ende des 19. Jahrhunderts stehen hier am Anfang. Orte wie die Oper in Barcelona oder Kaffeehäuser in Paris wurden bewusst zu einem Zeitpunkt attackiert, als sich dort eine besonders große Anzahl von Menschen befand. Die Pariser Anschläge Anfang der 1890er Jahre waren in dieser Hinsicht beispiellos. Sie fanden ihren Höhepunkt am 12. Februar 1894 mit einem Bombenattentat auf das Café Terminus in der Nähe des Gare St. Lazare in Paris, bei dem eine Person getötet und viele schwer verwundet wurden.

Auch in den folgenden Jahren und Jahrzehnten gab es immer wieder in unregelmäßigen Intervallen Terrorattentate, zunächst in Europa und den USA und spätestens seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts in der ganzen Welt. Obwohl die internationalen Sicherheitsdienste bereits in den frühen Jahren, unter anderem durch ihre verstärkte Zusammenarbeit, zuneh-

⁴ Vgl. Bruce Hoffman, *Terrorismus. Der unerklärte Krieg*, Frankfurt/M. 2001.

Abbildung 3: Attentat auf Zar Alexander II., St. Petersburg, 13. März 1881



Quelle: L'Univers illustré, 19.3.1881, Bibliothèque nationale de France, Paris

mend Anschläge verhindern konnten, entstand schon damals durch die dramatischen Bilder, die die Presse veröffentlichte, der Eindruck, dass eine groß angelegte konspirative und vor allem internationale Operation hinter den Gewalttaten stand, die in der Lage war, zu überraschenden Zeitpunkten mit fatalen Anschlägen die vitale Infrastruktur großer Metropolen lahmzulegen. Die Darstellungen, die beispielsweise die französische Presse nach jedem der Anschläge in den 1890er Jahren veröffentlichte, legten es geradezu darauf an, immer aufs Neue zu schockieren. Je populärer die Orientierung der Zeitschrift, desto spektakulärer fielen die Illustrationen aus. Auf den Titelseiten des „Petit Journal“ erschienen sie früh bereits in farbiger Ausmalung. „L'Univers illustré“ brachte die Bilder des Anschlags auf das Café Terminus zwar noch in schwarz-weiß, doch so, dass der Verlauf des Tathergangs geradezu filmisch zur Anschauung kam (Abbildung 6).

In der oberen Hälfte ist die Explosion selbst dargestellt, die zu einem Zeitpunkt stattfand, als gerade das Orchester, das man links in Aufruhr sieht, zu spielen begonnen hatte. In der

unteren Hälfte ist die Festnahme des Attentäters zu sehen, der auf der Straße nach einer Verfolgungsjagd und Schüssen auf einen Polizisten gestellt werden konnte. Rechts in der Mitte wird in einer kleineren runden Darstellung der Attentäter, nun allein und in ruhiger Pose, auf der Wache gezeigt. Dem Terror der Tat ist somit zugleich ein Bild der Ordnung eingefügt, das jedoch in den darauffolgenden Wochen während des Gerichtsverfahrens durch den angeklagten Täter Emil Henry wieder in Frage gestellt wurde. Wie schon andere Anarchisten vor ihm, nutzte auch Henry den Gerichtssaal, um seine wenig beruhigenden politischen Motivationen zu verkünden. Auf die Frage zum Beispiel, warum er normale Bürger attackiert habe, gab er zu verstehen, dass es für ihn keine unschuldige Bourgeoisie geben könne. Erst mit den Darstellungen von Henrys Hinrichtung gelangte das Drama in der Bildberichterstattung zu einem vorläufigen Endpunkt.

Im Rückblick wird deutlich, dass bereits zu dieser Zeit Muster und *modi operandi* etabliert wurden, die auch heute noch die Bildberichterstattung von Attentaten bestimmen. In den

Abbildung 4: Trauernde Bevölkerung am Ort, an dem der Zar ermordet wurde, St. Petersburg, 14. März 1881



Quelle: Illustrated London News, 19.3.1881/Privatsammlung, *Foto:* Charlotte Klonk

ersten Bildern nach einem Anschlag steht immer der Versuch im Vordergrund, die Tat selbst so detailliert und so genau wie möglich zu zeigen, auch wenn das im 19. Jahrhundert bedeutete, dass es sich hierbei immer nur um eine Darstellung nach Augenzeugenberichten handeln konnte. Als es um die Jahrhundertwende möglich wurde, Fotografien in illustrierten Blättern abzudrucken, war diese Nähe zur Tat in den Bildern nicht mehr zu gewährleisten. Wegen der damals noch erforderlichen langen Belichtungszeiten kamen daher oftmals nur noch die vom Anschlag verursachten Trümmer, Zerstörungen und Verletzungen zur Anschauung. Imaginäre Rekonstruktionen wurden selten.

Erst seit den 1970er Jahren machte es die Live-Übertragung des Fernsehens möglich, dass sich ein Attentat vor laufenden Kameras abspielen konnte. Eines der ersten dieser Art war der Anschlag der palästinensischen Terrorgruppe „Schwarzer September“ auf das israelische Sportlerquartier im Olympischen Dorf in München im Jahr 1972. Ein einstweiliger Höhe- beziehungsweise Tiefpunkt ist

in dieser Hinsicht das Attentat vom 11. September 2001. Der erste Flugzeugeinschlag in den Nordturm des World Trade Centers stellte sicher, dass alle Kameras zur besten Sendezeit und bei bestem Wetter vor Ort waren, als das zweite Flugzeug 17 Minuten später in den Südturm flog.

Doch schon zu Zeiten, als Live-Übertragungen technisch noch nicht möglich waren, stand zunächst immer das Bedürfnis im Vordergrund, das eigentliche Tatgeschehen so dramatisch und detailliert zur Anschauung zu bringen, wie es eben möglich war. Das Verhältnis zwischen dringend notwendiger Information, Panik schürenden Bildern und reiner Sensationslust war dabei immer schon prekär. Deshalb folgten auf diese ersten Bilder zumeist sehr schnell Darstellungen, die bereits aktive Reaktionen auf das Grauen zeigten und daher zur Beruhigung geeignet waren: der Einsatz von Polizei und Rettungskräften und die Trauerarbeit der betroffenen Überlebenden und Verwandten. Abgeschlossen wurde die Bildberichterstattung immer erst dann,

Abbildung 5: Hinrichtung der Attentäter, St. Petersburg, 15. April 1881



Quelle: Illustrated London News, 30.4.1881/Privatsammlung, Foto: Charlotte Klonk

wenn die Täter gefasst und verurteilt werden konnten. Dann erst hatte das Böse ein definitives Gesicht bekommen, erschien begrenzt und die Bedrohung der Vergangenheit anzugehören. Das jedenfalls war die Hoffnung, die sich mit diesen letzten Bildern der gefassten und verurteilten Täter verband.

In den Augen der angegriffenen Staaten sind diese letzten Darstellungen in der Regel notwendige Gegenbilder, mit denen die Rückgewinnung des Gewaltmonopols, das durch die Taten infrage gestellt wurde, demonstriert werden kann. Doch kein Gegenbild dieser Art kann jemals gewährleisten, dass der Bedrohung ein für alle Mal ein Ende gesetzt ist. Im Gegenteil, schon der Anschlag auf das Café Terminus in Paris im Jahr 1894 erfolgte als Racheakt auf die Bilder der öffentlichen Exekution eines Kameraden, und auch in der jüngeren Geschichte gibt es immer wieder Fälle, die zeigen, dass Gegenbilder dieser Art häufig neue Gewalttaten zur Folge haben.

Im Juni 2006 zum Beispiel präsentierte das US-Militärkommando auf einer Presse-

konferenz in Bagdad eine Fotografie, die das blutüberströmte Gesicht des kurz zuvor getöteten mutmaßlichen Führers von al-Qaida im Irak, Abu Musab Al-Zarqawi, zeigte. Das Bild diente als Trophäe für die US-Regierung, die damit nach fünf erfolglosen Jahren und ohne Aussicht auf Osama Bin Ladens Festnahme einen ersten Erfolg im „Krieg gegen den Terror“ verzeichnete, den George W. Bush nach den Anschlägen vom 11. September 2001 erklärt hatte. Entsprechend triumphal wurde das Totenbild vergrößert und gerahmt zur Schau gestellt. Genau dieses Foto jedoch erschien kurze Zeit später auf den Internetseiten radikaler Dschihadisten als Beleg für Zarqawis glorreichen Märtyrertod und wurde in der Folgezeit von den Agitatoren al-Qaidas als wirkungsvolles Rekrutierungsinstrument genutzt.¹⁷

¹⁷ Vgl. Zeynep Devrim Gürsel, Framing Zarqawi. Afterimages, Headshots and Body Politics in a Digital Age, in: Olga Shevchenko (Hrsg.), Double Exposure. Memory and Photography, Piscataway 2013 (i. E.).

Als Kampfmittel ist die Wirkung von Bildern weit weniger kalkulierbar und beherrschbar als der Einsatz von Waffen, und unbeabsichtigte Folgen sind hier oftmals die Regel und nicht die Ausnahme. Den Akteuren geht es, in den Worten der Politologin Louise Richardson, um „Rache, Ruhm und Reaktion“, und die Betrachter seien dabei durchaus keine passiven, gar neutralen Zuschauer.¹⁸ Als Adressaten der Bilder werden sie von Anfang an in den Verlauf der Ereignisse verstrickt. Doch weder Distanz noch kühle Überlegung oder gar kritisches Eingreifen ist hier möglich, denn die Augenzeugenschaft wird erpresst und die erzwungenen Reaktionen sind unwillkürlich und emotional. Ob Rache oder Ruhm auf dem Spiel steht, wird je nach Fall instinktiv entschieden. Diese Situation hat sich durch die technischen Möglichkeiten nach der Jahrtausendwende noch verschärft, sodass man nun allerdings auch vor neuen Herausforderungen steht.

Verantwortung der Betrachter

Die rasante technische Entwicklung des Internets und der digitalen Fotografie hat in den vergangenen Jahrzehnten die Grenze zwischen Konsumenten und Bildproduzenten merklich verwischt. Während zuvor die Verantwortung für die Bilder weitgehend bei den Berufsfotografen und auswählenden Bildredakteuren lag und immer wieder auch staatliche Stellen regulierend in die Bildberichterstattung eingegriffen haben, sind es nun zunehmend Fotos der Opfer selbst oder von am Geschehen direkt Beteiligten, die ohne großen Zeitverlust und ohne Filter an die Öffentlichkeit gelangen und unser Bild von den Ereignissen bestimmen.

So gelangte erstmals kurz nach den Bombenattentaten auf die Londoner U-Bahn am 7. Juli 2005 die Handyaufnahme eines Opfers auf die Titelseite der „Washington Post“. Das dunkle körnige Foto wurde auf einer eigens für Aufnahmen aus der Bevölkerung eingerichteten Website der BBC hochgeladen, von wo aus es in Windeseile um die Welt ging, nachdem die Nachrichtenredakteure es in ihre Online-Berichterstattung zum Ereignis integriert hatten. Während sich die briti-

schen Sicherheitsdienste intensiv bemühten, die Anschlagssorte so weiträumig abzusperren, dass vorwiegend Bilder vom Einsatz der Rettungsdienste in die Presse gelangten, sodass das Ausmaß der Zerstörung nicht in vollem Umfang deutlich werden konnte und die Panik in der Bevölkerung begrenzt blieb, zeigte die Amateuraufnahme die Situation im Tunnel zum Zeitpunkt der Evakuierung kurz nach der Explosion. Hier entschieden noch die Redaktionen der BBC, der „Washington Post“ und anderer Zeitungen, dieses vermeintlich authentischere Bild jenen der Berufsfotografen hinter den Absperrzäunen vorzuziehen, obwohl darauf kaum etwas zu erkennen war. Doch das Internet hat mittlerweile auch diese Filterinstanz mehr oder weniger marginalisiert.

Schon Al-Zarqawi wusste die schockmindernden Strategien der westlichen Medien und Zensurbemühungen der Regierungen erfolgreich zu umgehen, als er 2004 seine Enthauptungsvideos direkt im Internet veröffentlichte. Noch 48 Stunden nach Bekanntwerden der Ermordung des 26-jährigen amerikanischen Geschäftsmanns Nick Berg war die al-Qaida-Website „Al Ansar“ derart überlastet, dass sie sich nicht mehr öffnen ließ.¹⁹ Nick Berg, das wird hier in aller Grausamkeit deutlich, musste nicht deshalb sterben, weil er als Person irgendeine Bedeutung für al-Qaida hatte, sondern damit die Bilder seiner Ermordung um die Welt gehen konnten. Jeder, der sich die Videos auf „Al Ansar“ anschaute, wurde in diesem Moment in gewisser Weise zum Erfüllungsgehilfen der Täter.

Noch einen Schritt weiter ging einer der beiden islamistischen Attentäter, die am 22. Mai 2013 einen britischen Soldaten auf offener Straße in London ermordeten. Das Bekennervideo zur Tat nahm ein Passant auf, nachdem ihn der blutverschmierte Täter dazu aufgefordert hatte. Das Video erschien später exklusiv beim Nachrichtensender ITV, sodass davon auszugehen ist, dass der oder die Filmende Geld dafür erhalten hat.

Angesichts dieser Entwicklungen stellt sich die Frage nach der Verantwortung der Bevölkerung zum Zeitpunkt eines Anschlags

¹⁸ Louise Richardson, Was Terroristen wollen, Frankfurt/M. 2006, S. 117.

¹⁹ Vgl. Thomas Riegler, Terrorismus, Innsbruck u. a. 2009, S. 299.

Abbildung 6: Anschlag auf das Café Terminus, Paris, 12. Februar 1894



Quelle: L'Univers illustré, 17.2.1894/Bibliothèque nationale de France, Paris

mit neuer Dringlichkeit. Mit routinemäßigen Verweisen auf die Selbstregulierung der Medien, die sich aufgrund des Wettbewerbsdrucks schon immer als ineffektiv erwiesen hat, oder gar Forderungen nach staatlichem Eingreifen, das in der Vergangenheit nicht selten den Charakter von Zensur angenommen hat,¹⁰ ist es nicht mehr getan. Während die vergleichsweise harmlose Schaulust immer schon das Rad des Bilderkampfes angetrieben hat, ist nun eine neue Situation entstanden, welche die Betrachter noch einen Schritt weiter in Richtung aktiver Beteiligung am Geschehen treibt.

Bereits in der Vergangenheit stand manchmal die Würde der Opfer zur Debatte, die im Moment ihres größten Leidens und ohne ihre Einwilligung abgelichtet wurden. Dies war vor allem dann der Fall, wenn man die leidenden Personen deutlich im Bild erkennen konnte. Doch heute kann jeder aktiv im Internet nach Fotografien dieser Art suchen, die sich nicht selten auf dubiosen Seiten wiederfinden, die entweder von den Tätern selbst unterhalten werden oder sadomasochistischen Sexfantasien dienen. Wenn man gar zum Produzenten dieser Bilder wird und somit, wie in London geschehen, zum vermeintlichen Erfolg der Täter beiträgt, dann spätestens ist es an der Zeit, über die eigene Verantwortung nachzudenken. Das bedeutet unter Umständen, dass man als Betrachter bewusst jenen Bildern die Aufmerksamkeit verweigern muss, welche die Würde der Opfer verletzen, dass man die Suche nach Bildern im Internet mit Vorsicht und vielleicht sogar Askese betreibt, dass man solche Bilder nicht verbreitet und verlinkt, und dass man vor allem nicht als Bildkonsument oder -produzent zum Erfüllungsgehilfen der Täter wird. Nur so kann verhindert werden, dass man sich in einem tragischen Kampf, in dem es keine Sieger gibt, mitschuldig macht.

¹⁰ So verbot etwa die Regierung in Uruguay von 1967 bis 1975 etliche Zeitungen und Fernsehsender, sobald sie nur den Namen der Terrorgruppe Tupamaro erwähnten. In Großbritannien gab es ab den 1970er Jahren bis zum Karfreitagsabkommen 1998 Gesetze, die es untersagten, dass Mitglieder der IRA oder der INLA in den Medien zu sehen oder direkt zu Wort kommen konnten. Vgl. T. Riegler (Anm. 9), S. 321–325.

Sylvia Schraut

„Zwitterhafte Wesen ... aus der Hölle gespien“ oder: Wer sind Attentäter(innen)?

Männer und Frauen, die Anschläge mit politischen Motiven legitimierten, gab es schon in biblischen Zeiten. Bekannt ist die Erzählung von der Hebräerin Judith, die ihr Volk von dem Belagerer Holofernes befreite. Die selbstverständlich schöne, wohlhabende und gottesfürchtige Witwe ging reich geschmückt in das Lager des assyrischen Oberfeldherrn,

Sylvia Schraut

Dr. phil. habil., geb. 1954; Historikerin, vertritt die Professur für Deutsche und Europäische Geschichte an der Universität der Bundeswehr München, Werner-Heisenberg-Weg 39, 85579 Neubiberg.

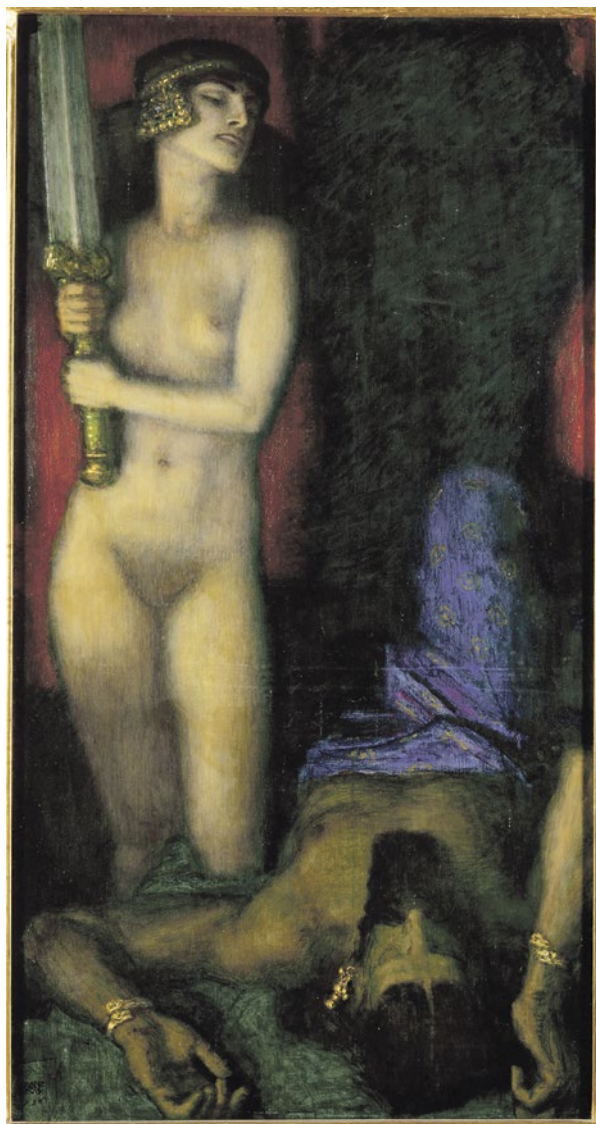
sylvia.schraut@unibw.de

erregte sein Interesse und schlug dem Betrunkenen nach einem Festmahl in trauter Zweisamkeit kurzerhand den Kopf ab. In den Wirren im Gefolge der Bluttat bekämpften die Hebräer erfolgreich das assyrische Heer. Wie die Attentäterin in ihrem Lobgesang rühmte, fiel der Feind „nicht durch die Kraft junger Männer, nicht Söhne von Riesen erschlugen ihn, noch traten ihm hohe Recken entgegen. Nein, Judit, Meraris Tochter, bannte seine Macht mit dem Reiz ihrer Schönheit.“¹ Das Alte Testament weiß weiter zu berichten, dass viele die nun „hochgerühmte“ Frau gerne geheiratet hätten. Aber seit dem Tod ihres Ehemannes „durfte kein Mann sie mehr berühren ihr Leben lang“.² Sie sei in hohem Alter gestorben, sieben Tage vom Haus Israel betrauert. Judiths „Heldentat“ gehört nicht zum jüdischen Kanon. Die katholische Kirche begreift sie als Teil des Alten Testaments, Martin Luther verbannte sie schließlich in die Apo-

¹ Buch Judit, 16, 6, in: Die Bibel in der Einheitsübersetzung, www.uibk.ac.at/theol/leseraum/bibel/jdt16.html (14. 10. 2013).

² Ebd., 16, 22.

Gemälde „Judith und Holofernes“
(Franz von Stuck, 1926)



Quelle: picture-alliance/akg-images, Foto: Erich Lessing

kryphen im Anhang seiner Bibel. Jenseits solcher theologischen Bewertungsfragen avancierte die Legende von Judith zu einem der beliebtesten Stoffe der abendländischen Kunst. Im Katechismus der Frühen Neuzeit hatten die Kinder zu lernen, dass Keuschheit und Gottesvertrauen selbst ein „blödes Weibsbild“ zu einer mutigen Gewalttat befähigten. Erst im Zuge des bürgerlichen Projekts „Aufklärung“ verlor Judith allmählich ihren religiösen Vorbildcharakter. In Kunst und Kultur ist die aus politischen Gründen gewaltbereite Hebräerin nach wie vor präsent.

Die Erzählung von Judith liefert über das geschilderte Geschehen hinaus einige Informationen über die Bewertung politischer Attentäter im Allgemeinen und mordender Frauen im Besonderen, die anscheinend bis heute Nachwirkungen zeigt: Erstens, ob eine politisch motivierte Gewalttat als niederes Verbrechen oder als Heldentat zu bewerten ist, entscheidet das Publikum. Hierauf verweist der vielzitierte Aphorismus „one man’s terrorist is another man’s freedom fighter“, als dessen Urheber der britische Journalist Gerald Seymour, Autor zahlreicher bekannter Romane über politische Gewalttaten, gilt. Zweitens: Greift eine Frau zu politischer Gewalt, so bedarf dies in Hinsicht auf ihre Geschlechterrolle spezifischer Rechtfertigungen. Judith, so lässt sich vermuten, konnte nur als Heldin begriffen werden, weil sie als Witwe nicht mehr mit den üblichen Frauenaufgaben – Kinder, Küche, Kirche und der Versorgung ihres Mannes – befasst war. Nachdem sie die ihrem Geschlecht in Sachen Politikfähigkeit und Gewalt gesetzten Schranken überschritten hatte, blieb ihr auch nach der Gewalttat nur das (allerdings hochgerühmte) Leben als keusche alleinstehende Frau.

Zweifel am Willen oder Vermögen politischer Attentäterinnen, die „eigentlich“ ihrem Geschlecht zugewiesenen Aufgaben zu erfüllen, kennt nicht nur die Bibel. Sie durchziehen die Auseinandersetzungen über Attentäterinnen, Anhängerinnen von Befreiungsbewegungen und Terroristinnen bis in die Diskussionen der 1970er Jahre über den RAF-Terrorismus oder aktuell über den islamistischen Terrorismus. Analog lassen sich Fantasien über den alltagsuntauglichen männlichen Terroristen belegen. Die Gegner interpretieren ihn nicht selten als „geschwächten“ Mann, während seine Anhänger ihn als Heros und damit halbgottartigen oder doch zumindest gottnahen Märtyrer und heldenmutigen Widerständigen feiern. Will man heutige Debatten über die Geschlechtscharaktere gewaltbereiter Terrorist(inn)en analysieren, so ist jedoch vorab zu klären, ob eine Unterscheidung von Attentat und Terrorismus sinnvoll, wenn nicht gar notwendig ist.

Attentate, unterschiedlich motivierte Anschläge einzelner Personen auf Angehörige der politischen und wirtschaftlichen Eliten, durchziehen die Geschichte. Ihre Analyse bringt verschiedenartigste Zeitumstände, so-

ziale Bedingungen, Beweggründe und Folgen zutage. Die Versuche, Gemeinsamkeiten in den Täter(innen)profilen erarbeiten zu wollen, gehen häufig über vage trivialpsychologische, vor allem auch geschlechtsspezifische Zuschreibungen nicht hinaus. Es ergibt Sinn, die politischen Rahmenbedingungen und die Gewaltformen einzugrenzen, will man die jeweiligen zeitgenössischen Debatten um die Täter(innen) in den Blick nehmen. Die aktuelle Herausforderung in Sachen politisch motivierter nichtstaatlicher Gewalt wird als Terrorismus charakterisiert. Um Täter(innen) im Terrorismus soll es daher im Folgenden gehen.

Was ist Terrorismus?

Der Begriff entstammt der Französischen Revolution und der Herrschaftstheorie Robespierres. *Terreur* bezeichnete ursprünglich staatliche Gewaltakte, um den Gehorsam der eigenen Bevölkerung zu erzwingen. Im Zuge des Kalten Krieges diente (Staats-)Terror oder Terrorismus vorrangig als Bezeichnung zur Charakterisierung staatlich verordneter Gewaltmaßnahmen in der Sowjetunion. Erst in den 1970er Jahren begannen südamerikanische Befreiungsbewegungen gewaltsame Aktionen gegen die Obrigkeit als Terrorismus zu bezeichnen. Von hier aus trat der auf den Kopf gestellte Begriff seinen Siegeszug in den linken Protestbewegungen Europas und Nordamerikas an. In aller Munde ist das Phänomen seit den Anschlägen in New York und Washington vom 11. September 2001.

Auf eine präzise inhaltliche Charakterisierung terroristischer Kampfmaßnahmen und Strategien konnten sich Politik und Wissenschaft bislang jedoch nicht einigen. In ihrem Kern betonen die meisten Definitionsversuche das Folgende: Bei Terrorismus handelt es sich um die Strategie kleiner, eigentlich einflussschwacher politischer Gruppierungen, die mit Hilfe von Gewalt Angst und Schrecken verbreiten wollen. Es geht ihnen darum, die Legitimität des bestehenden politischen Systems infrage zu stellen, Aufmerksamkeit für ihre Ziele und neue Anhänger zu gewinnen.

Die aktuelle Forschung betont insbesondere die kommunikativen Aspekte des Terrorismus. Demnach besitzen die Gewalttaten einen doppelten beziehungsweise symbolischen Cha-

rakter. Die von Terror betroffenen Personen stellen in der Regel nicht das eigentliche Ziel der Anschläge dar. Die gewaltsamen Aktionen dienen vor allem als Botschaftsträger. Sie sollen die mediale Öffentlichkeit herstellen, in der über die Ziele der Terroristen, die Legitimität ihrer Taten und staatlicher Gegenmaßnahmen debattiert werden kann.[¶] „Nie und nirgends ist einem Anarchisten eingefallen, sich einzubilden, dass durch Vernichtung einzelner Personen vorläufig an und für sich wesentliches im Sinne der sozialen Revolution gewonnen werden könnte.“ Man müsse sich zu Nutzen machen, „daß Aktionen der angedeuteten Art augenblicklich in der ganzen Welt zur Kenntniß kommen und damit allgemein zu Diskussionen inclusive Agitationen führen“, so 1887 ein Artikel in der vom Anarchisten Johann Most herausgegebenen Zeitung „Freiheit“.[¶]

Aus historischer Perspektive ist anzumerken, dass eine gewaltbereite Strategie, die auf eine öffentliche Debatte über die Ziele der Attentäter und den angezweifelte legitimen Charakter des Systems zielt, spezifische gesellschaftliche Gegebenheiten voraussetzt. Notwendig sind zum einen eine bürgerliche Öffentlichkeit, Orte und Medien, in denen über Anschläge, Attentäter und staatliche Gegenmaßnahmen überhaupt diskutiert werden darf. Weiter ist ein gesellschaftliches System Vorbedingung, das auf die Akzeptanz der Mehrheit der Bevölkerung angewiesen ist und das diese Zustimmung auch verlieren kann. Beide Vorbedingungen gewaltsamer, auf Öffentlichkeit zielender Aktionen verweisen auf die Epoche der Französischen Revolution. Sie stellt in Europa und Nordamerika gleichermaßen den Startpunkt dar für die Entwicklung bürgerlicher demokratischer Gesellschaften, des *Terreur* und terroristischer gegen Staatsmacht gerichtete Gewalt.

Terroristische Akteure in Europa seit der Französischen Revolution

Politisch motivierte Anschläge, die mit heutigen Terrorismusdefinitionen charakterisiert werden können, durchziehen die europäische Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts. Ers-

[¶] Siehe hierzu auch den Beitrag von Charlotte Klonk in dieser Ausgabe (*Anm. d. Red.*).

[¶] N. N. (Johann Most), Die Propaganda der That, in: Freiheit vom 16. 4. 1887.

te Vorläufer lassen sich in der Ära der Französischen Revolution entdecken und in den Jahrzehnten nach dem Wiener Kongress 1814/1815, der Europa im restaurativen Sinn neu ordnete. Berühmt und vielfach rezipiert sind beispielsweise die Anschläge der Girondistin Charlotte Corday auf den Jakobiner Jean Paul Marat (1793) oder des deutschen Burschenschaftlers Karl Ludwig Sand auf den konservativen Autor August von Kotzebue (1819). Im Vormärz waren es vor allem Liberale, die eine gewisse Sympathie für gewaltsame Aktionen gegen die Obrigkeit hegten. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts entstand eine Reihe von Geheimzirkeln mit terroristischem Programm im Umkreis frühsozialistischer Bewegungen. Aus dieser Epoche stammt auch die Schrift des Radikaldemokraten Karl Heinzen über den politischen Mord, nach Walter Laqueur „der wichtigste ideologische Text über den frühen Terrorismus“.⁵

Eine europäische Hochphase erlebten terroristische Aktionen im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts. Anarchistische Bewegungen vor allem in Russland, aber auch in Deutschland, Frankreich und anderen europäischen Ländern sowie Nordamerika verübten zahlreiche Anschläge, die sie als Propagandaträger und Wegbereiter für die angestrebte sozialistische Revolution begriffen. Mit der Wende zum 20. Jahrhundert ging die Staffel vom Anarchismus allmählich zu nationalen (Befreiungs-)Bewegungen als terroristischen Akteuren über. In der Zwischenkriegszeit waren vor allem rechte Organisationen Träger terroristischer Aktionen, während in den 1970er Jahren weltweit linksgerichteter Terror von sich reden machte. Heute steht der islamistische Terrorismus im Zentrum der Wahrnehmung; in Deutschland gewinnt aktuell rechte terroristische Gewalt wieder an Aufmerksamkeit.

Terrorismus begleitet, so lässt sich schließen, Europa und die Vereinigten Staaten in der Moderne. Insbesondere im Zuge antikolonialer Kämpfe scheinen terroristische Kampfformen die europäischen Grenzen überschritten zu haben, um anschließend wieder nach Europa zurückzukehren. Doch was wissen wir über die Attentäter(innen)?

⁵ Walter Laqueur (Hrsg.), *Zeugnisse politischer Gewalt. Dokumente zur Geschichte des Terrorismus*, Kronberg 1978, S. 39.

Attentäter(innen) – Projektionsflächen gesellschaftlicher Deutungsversuche?

Politische Gruppierungen, die sich terroristischer Methoden bedienen, agieren üblicherweise im Untergrund und Illegitimen, kurz: im Geheimen. Keine Untergrundbewegung hat jemals die Protokolle ihrer klandestinen Treffen veröffentlicht, kein Attentatsplan wurde und wird von seinen Urhebern den staatlichen Archiven zur Dokumentation der Geschichte der Organisation übergeben. Und auch vor Gericht sagten und sagen Angehörige terroristischer Zirkel in der Regel nur das aus, was ohnehin bekannt ist. Wer wird schon freiwillig seinen Anklägern Material für höhere Strafen liefern oder unbekannte Mitglieder der eigenen Gruppe der Strafverfolgung aussetzen? Selbst die publizierten Autobiografien der vormaligen Angehörigen entsprechender Untergrundbewegungen sind unter dem Gesichtspunkt der „Wahrheitsfindung“ aus den genannten Gründen mit Vorsicht zu genießen. Üblicherweise gaben und geben aktive terroristische Akteure auch keine Interviews über ihre frühkindlichen Erfahrungen und Persönlichkeitsmerkmale. Als Quellen für die Geschichte terroristischer Aktionen des 19. und 20. Jahrhunderts und ihrer Urheber stehen daher in der Regel nur beziehungsweise vor allem die an die Archive abgelieferten Akten der Strafverfolgungsbehörden zur Verfügung.

Die aktuellen Debatten um den NSU („Nationalsozialistischer Untergrund“) verdeutlichen überdies, dass nicht alles Material des Verfassungsschutzes oder der sonstigen polizeilichen Überwachungsbehörden in den Archiven landete und landet. Es muss daher nicht verwundern, dass das Wissen über terroristische Vereinigungen in der Geschichte recht begrenzt ist. Schon die Frage, wie viele Mitglieder eine Terrororganisation hatte, ist selten exakt zu beantworten. Die Aussagen, wer zum harten Kern gehörte, wie viele Unterstützerinnen und Unterstützer eigentlich dazu gerechnet werden müssten, kommen über Mutmaßungen häufig nicht hinaus. So werden die Anhänger des gewaltbereiten Anarchismus im Deutschland in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts auf etwa 200 bis 300 Mitglieder in 50 Zellen mit höchstens 1000 bis 2000 Sympathisanten geschätzt. Genauer lässt sich nicht aussagen. Vage Angaben zum russischen Anarchismus vermuten ohne echten

Nachweis rund 1000 Akteure. Für die 1959 gegründete baskische ETA werden derzeit 50 bis 100 gewaltbereite Mitglieder veranschlagt. Es sollen aber auch schon 250 oder 300 gewesen sein. Nach Zeitungsberichten haben sie 800 bis 900 politische Morde zu verantworten.

Auch die Aussagen über die geschlechtsspezifische Zusammensetzung terroristisch agierender Gruppierungen bleiben in der Regel im Ungefähren. Der deutsche Anarchismus des späten 19. Jahrhundert gilt als männliche Arena. Andererseits berichten Protagonisten der Bewegung von ihren (nicht immer positiven) Erfahrungen im Untergrund mit den Ehefrauen ihrer Unterstützer. Wurden Unterschlußf gewährnde Frauen nicht als Sympathisantinnen gezählt, nur weil es sich um Ehefrauen handelte? Die weibliche Mitgliedschaft im zeitgleichen russischen Anarchismus wird auf etwa 25 Prozent geschätzt. Rund ein Drittel der RAF-Mitglieder und ihrer Nachfolgeorganisationen sollen Frauen gewesen sein. Auf insgesamt zehn Prozent weiblichen Anteil kamen 1977 Charles Russell und Bowman Miller in einer Analyse eines Samples von 350 bekannten Terroristen aus 18 Organisationen, die in den 1970er Jahren im städtischen Umfeld aktiv waren. Ihrer Analyse zufolge war der typische Terrorist jung, männlich und gut gebildet. Das waren freilich viele andere Zeitgenossen der Attentäter auch, ohne zu Gewalt zu greifen. Heute gewinnen islamistische Attentäterinnen zunehmend an Aufmerksamkeit. Es hängt von der Einstellung des jeweiligen Autors über die Politik(un)fähigkeit des weiblichen Geschlechts ab, ob er dessen vermuteten Anteil als überraschend hoch bewertet.

Kritischer noch als Aussagen über die zahlenmäßige, geschlechtsspezifische oder gar soziale Zusammensetzung von Terrorgruppen ist der gesicherte Gehalt terroristischer Täter(innen)profile zu bewerten. Wolf Middendorff, der sich in der Epoche des RAF-Terrorismus als kriminologischer Experte häufig zu Wort meldete, stellt daher auch einer historischen Analyse des russischen Terrorismus in der Regierungszeit des Zaren Alexander II. (1855–1881) die Feststellung voran, dass man eigentlich nichts Exaktes über die Persönlichkeiten von Terroristen aussagen könne, denn der Kriminologe habe „es mit Menschen zu tun, die keine mathematische Größe darstellen, man kann sie nicht wie irgendwelche Sa-

chen zusammenzählen und dann daraus einen Mittelwert ziehen“, dazu seien die Fallzahlen zu gering und die Informationen zu karg.¹⁶

Auch der Soziologe Peter Waldmann, der 1998 eine sozialwissenschaftliche Studie über Terrorismus als „Provokation der Macht“ vorlegte, kam zum Ergebnis, dass es weder den erkennbaren Durchschnittsterroristen, noch die zum Terrorismus disponierte Persönlichkeit gebe. Die gängige Charakterisierung von politischen Gewalttätern als geistig krank oder Fanatiker „sage eher etwas über gesellschaftliche Verdrängungseffekte und Abwehrbedürfnisse im Umgang mit Terroristen als über diese selbst aus“.¹⁷ Und Waldmann kommentiert zutreffend auch die besondere Aufmerksamkeit, die Terroristinnen in den Medien fanden und finden: „wahrscheinlich weil es mit dem üblichen Verständnis von Weiblichkeit schwer vereinbar erscheint, dass Frauen zur kaltblütigen Durchführung extremer Gewalttaten fähig sein sollen“.¹⁸

Wenn also kaum gesichertes Wissen über terroristische Geheimorganisationen existiert und wissenschaftliche Untersuchungen bestätigen, dass unsere Kenntnisse für profunde Einschätzungen von Terrorist(inn)enpersönlichkeiten zu gering sind, dann ist davon auszugehen, dass mediale Debatten um die Persönlichkeitsmerkmale von Terrorist(inn)en mehr über die Vorstellungen der Autoren über gewaltbereite Akteure, über ihre Fantasien und Projektionen, aussagen als über die Attentäter(innen) selbst.

Mediale Bilder der Terrorist(inn)en: Attentäter(innen) und Geschlecht

Die politischen Attentäter(innen) des 19. und 20. Jahrhunderts, die sich symbolischer Gewalt als Botschaftsträger bedienten, haben in der Regel ihre politischen Ziele nicht erreicht. Doch die Öffentlichkeit, die sie als Plattform

¹⁶ Wolf Middendorff, Die Persönlichkeit des Terroristen in historischer und kriminologischer Sicht, in: Heiner Geißler (Hrsg.), Der Weg in die Gewalt. Geistige und gesellschaftliche Ursachen des Terrorismus und seine Folgen, München–Wien 1978, S. 175–189, hier: S. 182.

¹⁷ Peter Waldmann, Terrorismus. Provokation der Macht, München 1998, S. 153.

¹⁸ Ebd., S. 150.

für ihre Propaganda und die Delegitimati-
on des bestehenden politischen Systems an-
strebten, wurde ihnen in großem Maße zuteil.
Schon die Attentate der Epoche der Franzö-
sischen Revolution, die als Vorläufer des mo-
dernen Terrorismus gelten können, erlangten
eine ungeheure mediale Präsenz. Die Reakti-
onen waren umso überraschender als sie in der
ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts trotz poli-
tischer Zensur eher vorsichtig bis nachdrück-
lich zustimmend als ablehnend ausfielen.

Jenseits der Frage, ob die Autoren Attenta-
te als angemessene politische Aktionsformen
interpretierten oder nicht, ist eines beson-
ders auffällig: Die journalistische oder litera-
rische Beschäftigung mit politischer Gewalt
provozierte schon damals schillernde Fantasi-
en über die Täter(innen)persönlichkeiten.
Die Deutungsversuche weisen vor allem zwei
Merkmale auf: Mangels konkreter Informati-
onen bedienten sich viele Interpretationen der
Anleihe an tradierten mythischen, religiösen
oder literarischen Mustern beziehungsweise
Stereotypen. Charakteristisch ist ferner eine
deutliche Irritation über den Geschlechtscha-
rakter der Akteure. Dies ist besonders auffäl-
lig im Falle weiblicher Gewaltbereitschaft.
Traditionell war in der christlichen Kultur
dem weiblichen Geschlecht ein sanfteres und
friedvollerer Wesen als dem männlichen Ge-
schlecht zugeschrieben worden. Als sich der
Dritte Stand während der Französischen Re-
volution selbst zur Nation kürte, entschied er
auch über die Stellung der Frauen im zukünf-
tigen Nationalstaat. Den französischen Re-
volutionären zufolge war der Platz des weib-
lichen Geschlechts nicht an der Wahlurne
und am politischen Rednerpult. Frauen soll-
ten gute Republikaner erziehen, ihren kämp-
fenden Männern Entspannung im friedvollen
Heim bereiten und sich aus der öffentlichen
politischen Sphäre weitgehend heraushal-
ten. Eine Frau, die aus politischen Gründen
mordete, konnte angesichts vorausgesetzter
weiblicher Friedfertigkeit und Politikferne
eigentlich keine richtige Frau sein.

Schon der Marquis de Sade brachte es 1793
anlässlich der Gedenkfeier für Jean Paul Ma-
rat auf den Punkt: Bei einer Gewalttäterin
wie Charlotte Corday, der Mörderin Marats,
konnte es sich nur um eines „jener zwitter-
haften Wesen“ handeln, „denen man kein
Geschlecht zuerkennen kann, sie wurde zur
Verzweigung beider Geschlechter aus der

Hölle gespien und gehört selbst keinem von
ihnen an“.⁹ Auch die Bewunderer der Mör-
derin konnten in ihr keine weltliche Frau
aus Fleisch und Blut sehen. Jean Paul cha-
rakterisierte sie als eine der „Heldinnen der
Freiheit“, als „jungfräulichen Würgeengel“,
„Opferpriesterin“, gar als „glänzende Göt-
tin“, die „durch die Ehrenpforte der Unsterb-
lichkeit eindrang“. „Nur die Jungfrau (...) stirbt für Welt und Vaterland, die Mutter bloß
für Kinder und Mann“, legte er einem Be-
wunderer der Attentäterin in seiner Erzäh-
lung „über Charlotte Corday“ in „Katzen-
bergers Badereise“ in den Mund.¹⁰ Corday
avancierte, zwischen bedrohlichem Mann-
weib und gottnaher Heldin in der Tradition
der hebräischen Judith oszillierend, zur viel-
beschworenen Urmutter politischer Gewalt-
täterinnen im langen 19. Jahrhundert. Das
tradierte Corday-Bild wirkte „stilbildend“
auf die Wahrnehmung und das Selbstbild
russischer Anarchistinnen und die Überle-
gungen der Kriminologen, die weiblichen
Terrorismus zu erklären versuchten.

Schließlich bedienten sich auch Gewalt-
analysen aus feministischer Sicht des tradierten
Corday-Bildes. Schon Carry Brachvogel
(1864–1942), viel gelesene feministische jüdi-
sche Autorin der Weimarer Republik, 1942 in
Theresienstadt umgekommen und heute weit-
gehend in Vergessenheit geraten, schrieb 1920:
„Politische Mörderinnen sind seltene Erschei-
nungen. (...) Man muss schon in sagenhaf-
te Zeiten zurückgehen, bis zur Judith, die in
der Brautnacht den Holofernes tötete, um eine
richtige politische Mörderin aufzuspüren.
Allerdings hat Judith in modernsten Tagen
Nachfolgerinnen gefunden, in den russischen
Nihilistinnen, die immer wieder, hauptsäch-
lich aber vor dreißig, fünfunddreißig Jahren,
mit Bomben und Revolver gegen die Bedrü-
cker ihres Vaterlandes losgingen. Zwischen
der hebräischen Judith und der russischen Ni-
hilistin steht einsam Charlotte Corday, das
Mädchen aus Caen, die ungewöhnliche Toch-
ter einer ungewöhnlichen Zeit.“¹¹

⁹ Donatien Alphonse François Marquis de Sade,
Ausgewählte Werke, hrsg. von Marion Luckow,
Bd. 2, Frankfurt/M. 1978, S. 81.

¹⁰ Jean Paul, Über Charlotte Corday. Ein Halbge-
spräch am 17. Juli, in: Petra Nettelbeck/Uwe Nettel-
beck (Hrsg.), Charlotte Corday, Frankfurt/M. 1977,
S. 146–157, hier: S. 152f.

¹¹ Carry Brachvogel, Eva in der Politik, Leipzig 1920,
S. 64f.

Auch in der medialen Auseinandersetzung mit dem RAF-Terrorismus der 1970er Jahre wurde nicht selten die beschriebene mythische und historische Traditionslinie bemüht. So setzte sich beispielsweise der Psychologe Peter Hofstätter in einem 1978 von Heiner Geißler publizierten Bändchen über den „Weg in die Gewalt“ gleichermaßen mit Terroristinnen und linken Intellektuellen wie Heinrich Böll kritisch auseinander. „Damit wird auf einmal klar“, kommentierte er eine Romanfigur Heinrich Bölls, „wo wir das Vorbild der Katharina Blum zu suchen haben: Charlotte Corday, das 25jährige Mädchen aus der Normandie, das am 13. Juli 1793 den Jakobiner Marat ermordet.“ Dem Autor war die Verehrung, die Charlotte Corday im Liberalismus des 19. Jahrhunderts genoss, „etwas unheimlich, weil sich daraus so leicht eine äußerst bedenklich Rechtfertigung für Untaten ergibt, z. B. die der Katharina Blum bei Heinrich Böll oder der Ulrike Meinhof im realen Leben. Keineswegs ausgeschlossen ist es offenbar, daß sich Menschen, darunter auch Dichter, mit dem Archetypus der rächenden Frau, der biblischen Judith z. B., identifizieren“.¹² lautete sein Fazit.

Historisch fantasievolle Traditionslinien über den Geschlechtscharakter des männlichen Terrorprotagonisten lassen sich auch für das moderne Terroristenbild aufzeigen. „Stilbildend“ waren die medialen Auseinandersetzungen über den Burschenschaftler und politischen Mörder Karl Ludwig Sand.

Dieser galt seinen Verteidigern im Sinne des romantischen Männlichkeitsentwurfs als sensibler Jüngling, Heros und leidenschaftlicher Verteidiger der Freiheit, als Brutus, der dem ungerechtfertigten Machtanspruch der konservativen Obrigkeit mit dem Dolch begegnete. Seine Gegner bewerteten ihn als schwächlichen Wirrkopf und Fanatiker. Sands „Ansichten, Träume und schwärmerische Gesinnungen“ hätten anlässlich der auf dem Wartburgfest (1817) gehaltenen schwülstigen und gefühlvollen Reden eine konkrete Zielrichtung gefunden. Hier sei sein Entschluss gereift, „sein Leben selbst, für das Wohl seines geliebten Vaterlandes durch Bekämpfung eines Feindes hinzugeben. Die äü-

ßeren Feinde waren besiegt; es konnte also nur ein innerer seyn, an dem Sand zum Brutus werden wollte“, so das Neue Rheinische Conversations-Lexicon 1835.¹³

In ähnlicher Weise argumentierte 1980 der Jurist Joachim Wagner am Beispiel der Lebensläufe deutscher Terroristen im Kaiserreich. Der typische Anarchist der wilhelminischen Ära war seiner Meinung nach männlich. Er hatte entweder eine zu enge oder traumatisch gestörte Bindung an die Mutter, in jedem Fall aber eine gestörte kindliche Sozialisation und später Probleme mit der Identitätsfindung. Wagner meinte drei Persönlichkeitstypen ausmachen zu können: „einen narzißtischen, einen Möchte-Gern-Held, der durch terroristische Gewalt die Aufmerksamkeit der Welt auf sich lenken will, einen autistischen, der aus seiner Beziehungs- und Kontaktlosigkeit in unrealistische Machtträume flieht und einen depressiven, der sich aus Verzweiflung über die Ungerechtigkeit der Welt der Gewalt zuwendet“, insgesamt Personen, „die auf der Grenze zwischen Gesundheit und Krankheit stehen“.¹⁴

Mit der zunehmenden Etablierung von Demokratien in Europa in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts und deren Konzept rationaler vernunftbestimmter wie gewaltfreier politischer Partizipation hatte das Bild des halb-gottartigen Heros oder edlen Brutus endgültig dem Image des Terroristen als wahnkranken, seinen Affekten ausgelieferten (und damit unmännlichen) Akteur zu weichen. Aber, wie schon Peter Waldmann in seiner Suche nach der Terroristenpersönlichkeit feststellte: „So wenig es nur eine den Terrorismus begünstigende gesellschaftliche Konstellation, nur einen Strukturtypus der terroristischen Organisation und nur einen Weg in den Terrorismus gibt, so wenig sinnvoll ist es anzunehmen, nur ein bestimmter Personentypus sei für diese extreme Form der Gewaltanwendung geeignet und ansprechbar.“¹⁵

¹² Peter Hofstätter, Wie Gewalt entsteht und wohin sie führen kann, in: H. Geißler (Anm. 6), S. 163–174, hier: S. 166.

¹³ Neues Rheinisches Conversations-Lexicon, Bd. 10, Köln 1835³, S. 386.

¹⁴ Joachim Wagner, Missionare der Gewalt. Lebensläufe deutscher Terroristen im Kaiserreich, Heidelberg 1980, S. 136f.

¹⁵ P. Waldmann (Anm. 7), S. 155.

Politisch, aktuell und digital

APuZ – auch im ePub-Format
für Ihren E-Reader. Kostenfrei auf
www.bpb.de/apuz



„APuZ aktuell“, der Newsletter von

Aus Politik und Zeitgeschichte

Wir informieren Sie regelmäßig und kostenlos per E-Mail über die neuen Ausgaben.

Online anmelden unter: www.bpb.de/apuz-aktuell

APuZ

Nächste Ausgabe 47-48/2013 · 18. November 2013

Europas Grenzen – Grenzenloses Europa

Sven Astheimer

Deutschland: Einwanderungsland im Herzen Europas

Miltiadis Oulios

Deutschlands Grenzen:

Tauziehen um Rechte und Bewegungsfreiheit

Stefan Luft

Herausforderungen europäischer Migrationspolitik

Dietrich Thränhardt

Tendenzen der innereuropäischen Migration

Noemi Carrel

Anmerkungen zur Willkommenskultur

Franck Düvell

Flüchtlinge an den Grenzen Europas

Maren Wilmes

Kommunaler Umgang mit Menschen ohne Papiere

Bernd Kasperek

Grenzpolitiken der Europäischen Union



Die Texte dieser Ausgabe stehen – mit Ausnahme der Abbildungen – unter einer Creative Commons Lizenz vom Typ Namensnennung-NichtKommerziell-KeineBearbeitung 3.0 Deutschland.

Herausgegeben von
der Bundeszentrale
für politische Bildung
Adenauerallee 86
53113 Bonn



Redaktion

Dr. Asiye Öztürk
Johannes Piepenbrink
(verantwortlich für diese Ausgabe)
Anne Seibring
Sarah Laukamp (Volontärin)
An dieser Ausgabe wirkte Jenny Rademann
als Praktikantin mit.
Telefon: (02 28) 9 95 15-0
www.bpb.de/apuz
apuz@bpb.de

Redaktionsschluss dieses Heftes:
25. Oktober 2013

Druck

Frankfurter Societäts-Druckerei GmbH
Kuhresenstraße 4–6
64546 Mörfelden-Walldorf

Satz

le-tex publishing services GmbH
Weißensefeler Straße 84
04229 Leipzig

Abonnementservice

Aus Politik und Zeitgeschichte wird
mit der Wochenzeitung **Das Parlament**
ausgeliefert.

Jahresabonnement 25,80 Euro; für Schüle-
rinnen und Schüler, Studierende, Auszubil-
dende (Nachweis erforderlich) 13,80 Euro.
Im Ausland zzgl. Versandkosten.

Frankfurter Societäts-Medien GmbH
Vertriebsabteilung **Das Parlament**
Frankenallee 71–81
60327 Frankfurt am Main
Telefon (069) 7501 4253
Telefax (069) 7501 4502
parlament@fs-medien.de

Nachbestellungen

Publikationsversand der Bundeszentrale
für politische Bildung/bpb
Postfach 501055
18155 Rostock
Fax.: (038204) 66273
bestellungen@shop.bpb.de
Nachbestellungen werden bis 20 kg mit
4,60 Euro berechnet.

Die Veröffentlichungen
in **Aus Politik und Zeitgeschichte**
stellen keine Meinungsäußerung
der Herausgeberin dar; sie dienen
der Unterrichtung und Urteilsbildung.

ISSN 0479-611 X

Attentate

APuZ 45–46/2013

Michael Sommer

3–10 **Attentate in der Weltgeschichte: Was haben sie bewirkt?**

Will man den historischen Mechanismus von Attentaten verstehen, dann hilft das Studium der Attentäter weniger als ein Blick auf die Gesellschaften, in denen sie handeln. Gibt es gesellschaftliche Systeme, in denen Attentate gehäuft auftreten? Gibt es umgekehrt welche, die immun sind gegen politisch motivierte Anschläge?

Natan Sznajder

10–15 **Entweder/Oder: Ein Nachspiel zur Opferung von Jitzchak Rabin**

Jitzchak Rabins Ermordung wird in diesem Essay als Opfergabe analysiert, welche die israelische Gesellschaft dazu brachte, sich mit sich selbst zu versöhnen. Ohne dieses Opfer wäre sie möglicherweise in einem Bürgerkrieg versunken. Rabin wurde zum Sündenbock für die innerisraelischen Auseinandersetzungen.

Alan Posener

16–22 **22. November 1963: Ein Tag, der die Welt veränderte?**

Neben dem Angriff auf Pearl Harbor 1941 und den Anschlägen vom 11. September 2001 gehört der Mord an John F. Kennedy im Bewusstsein der meisten Amerikaner zu den drei schlimmsten Tragödien der neuesten amerikanischen Geschichte. Wie ist der 22. November 1963 einzuordnen? Hat dieser Tag die Welt verändert?

Susanne Brandt

23–29 **28. Juni 1914: Beginn des Ersten Weltkrieges?**

Die tödlichen Schüsse auf Erzherzog Franz Ferdinand können durchaus als Beginn des Ersten Weltkrieges angesehen werden. Die Ursachen für das europäische Blutbad sind jedoch vielfältig und reichen weit zurück. Das Attentat wurde genutzt, um mit kriegerischen Mitteln innenpolitische und internationale Krisen zu lösen.

Charlotte Klonk

30–39 **Macht der Bilder – Attentate als Medienereignis**

Bilder von Attentaten sind im Nachrichtenjournalismus wichtige Informationsquellen. Sie verstärken jedoch die Wirkung der Tat, die Fotografen werden somit zugleich zu Erfüllungsgehilfen der Täter. Auch die Verantwortung der Betrachter ist angesichts der modernen Medien in jüngster Zeit noch erheblich gewachsen.

Sylvia Schraut

39–45 **„Zwitterhafte Wesen ... aus der Hölle gespien“ oder: Wer sind Attentäter(innen)?**

Im Fokus des Beitrags stehen die geschlechtsspezifischen Deutungsmuster medialer Bilder von Terrorist(inn)en. Es ist davon auszugehen, dass die Debatten um die Persönlichkeitsmerkmale von Terrorist(inn)en mehr über die Vorstellungen der Autoren über gewaltbereite Akteure aussagen als über die Attentäter(innen) selbst.